

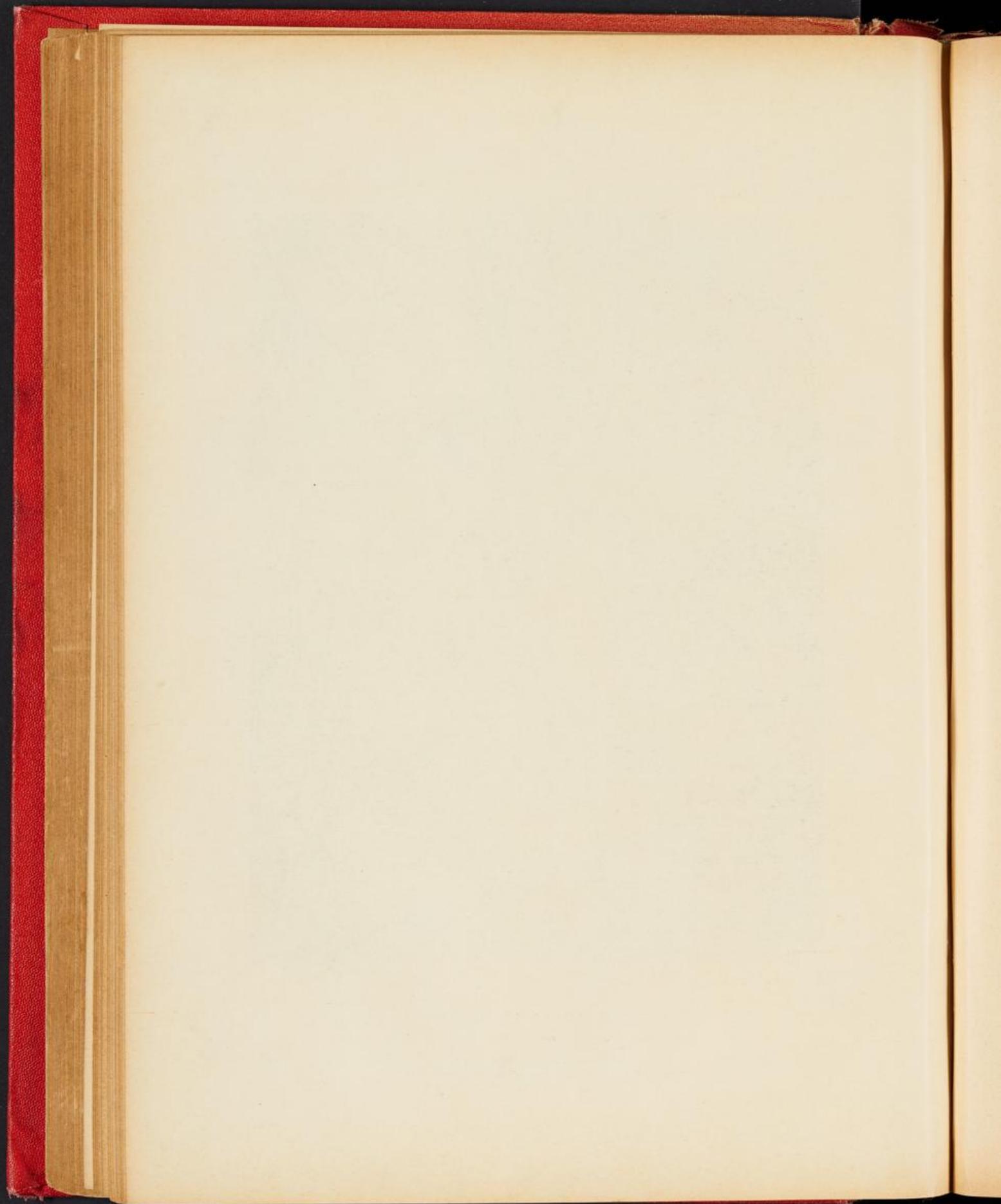


Ludolf und Waldtraut.

Originalzeichnung von Karl Niselt.

(Schatzkammer deutscher Illustratoren II.)

Verlag von Friedrich Wosslermann, Hof- und Kunsthandlung in München.





Frau Eva.

Novelle von Moritz von Reichenbach.

(Fortsetzung.)

Sehen Sie, ich liebe stille und blasse Frauen nicht und kann nicht behaupten, daß Tante Eva mir sympathisch wäre — aber leid thut sie mir trotzdem. Sie ist doch immerhin die Wittve und Universal-Erbin meines Onkels und könnte als solche einige Selbstständigkeit beanspruchen. Statt dessen hat sich die Stiefmutter bei ihr eingenistet unter dem merkwürdigen Vorwand, daß Tante Eva zu jung sei, um allein zu bleiben und seit sie da ist, benützt sie sie nur als Folie für Frenchen und lebt — stets mit einer zerdrückten Thräne im Auge, aber in Wahrheit doch so gut als irgend möglich, von den Einkünften ihrer Stieftochter. Dazwischen macht sie sich noch das Vergnügen, meinen Alten nach Möglichkeit anzuseinden, was dieser ihr reichlich vergilt und mich und meinen Bruder heranzuziehen und von der »Erbtante« zu gleicher Zeit fern zu halten. Sie calculirt: entweder macht Eva ihre Stiebschwester zur Erbin, oder diese letztere heirathet einen von uns und kommt auf diese Weise in den Besitz des Vermögens. Also muß Irene sowohl der Stiebschwester als uns den Hof machen. Sie werden begreifen, daß man sich zwischen all diesen Intriguen manchmal wie in einem Narrenhause vorkommt. Ich wünsche nur, der Himmel verwandelte mich einmal für 24 Stunden in Tante Eva — ich wollte Ordnung in diese Wirthschaft bringen!

„Wie kommt es nur, daß die Baronin nicht den Versuch macht, sich das Leben etwas behag-

licher zu gestalten — nach allem, was Sie sagen, liegt es doch in ihrer Macht“ —

„Läge in ihrer Macht, wenn sie energisch, lebensfroh und jung wäre!“

„Aber sie ist doch nicht alt!“

„Nicht alt? Eine Frau, die nie lacht, kaum spricht, schwarze Spitzentücher um die Ohren trägt und bei einer Bergparthie Ueberfische und zahllose Plaid's mit sich schleppen muß? Ob sie 30, 40 oder 50 Jahr alt ist, darnach fragt man doch nicht — 20 ist sie keinesfalls mehr, und was darüber ist, das ist vom Nebel. Sehen Sie sie doch an, wie sie am Arm meines Vaters den Berg hinaufschleicht — ist das der Gang und die Haltung einer jungen Frau?“

Horst dachte daran, wie er mit ihr den Berg abhang hinabgelaufen war, wie sie beide glühend und hochathmend Hand in Hand auf dem unteren Waldwege gestanden, das schwarze Spitzentuch auf ihre Schultern gesunken war und muthwillige blonde Löckchen sich unter ihrer schweren Flechtenkrone hervorgestohlen und auf ihrem weißen Nacken geträufelt hatten. Damals war sie ihm jung erschienen und seitdem waren doch nur wenige Stunden vergangen.

„Ich habe diese ganze Wirthschaft übrigens satt und amüsire mich jetzt auf eigne Faust,“ bemerkte Paul.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem Entschluß, fürchte aber, der Ort ist wenig geeignet Ihnen Amüsement zu bieten.“

„O, meine Aussichten gestalten sich besser als ich dachte. Durch eine besondere Bekanntschaft habe ich erfahren, daß Herr L., der Besitzer der großen Waldungen, welche an Lorbeck grenzen, gegen entsprechenden Entgelt geneigt ist, besonders qualificirten Badegästen den Abschuß einiger Hirsche zu gestatten. Er soll in schlechten Verhältnissen, selbst nicht Waidmann und sehr erbozt über den Wildschaden sein, den die Hirsche seinen Feldern zufügen. Ich habe mich durch den Förster um die betreffende Erlaubniß beworben und habe sie erhalten für mich und auch gleich für alle Fälle für einen noch mitzubringenden Freund“ —

„Einen Hirsch zu schießen, das wäre allerdings eine willkommene Abwechslung hier — wo nimmt man aber eine gute Büchse her?“

„Der Förster verleiht sie — wenn Sie wollen lasse ich ihm Thretwegen das Nöthige sagen.“

„Ich würde Ihnen wirklich dankbar sein“ —

„Nichts einfacher als das — auf dem Rückweg gehen wir an dem Blumenladen vorbei, den des Försters Töchterlein hält“ —

„Ach, die hübsche Blumenverkäuferin mit den dunklen Augen“ —

„Die selbe — aber bitte — halten Sie sich an die Hirsche, auf die ich Sie kameradschaftlich aufmerksam machte und“ —

„O, ich komme Ihnen bei den dunklen Augen nicht in's Gehege — das ist nicht mein Genre.“

„Um so besser!“

Die Gesellschaft vor ihnen hatte Halt gemacht. Frau von Seiger erklärte, ihre Stieftochter müsse sich durchaus ausruhen. Karl mußte ein Plaid über einen Stein breiten, Frau Eva wurde genöthigt, sich darauf zu setzen und ein zweites Plaid um die Schultern zu nehmen.

„Aber ich bedarf es wirklich nicht,“ sagte sie mit ihrer schüchternen Stimme, die sofort durch die lauten Worte ihrer Stiefmutter zum Schweigen gebracht wurde.

„Eva ist so zart, ich versichere Sie, Herr von Hagen, sie hält viel weniger aus als ich alte Frau, man muß sie so sehr hüten“ —

„Ich weiß nicht, weshalb Sie meine Schwägerin stets mit sich vergleichen,“ murmelte der alte Baron. „Es ist natürlich, daß man in ihrer Lage mehr gewohnt ist Rücksichten von Andern zu empfangen als in der Ihren“ —

„O, mein lieber Baron, jede Dame kann gewisse Rücksichten verlangen“ —

„O ja, verlangen kann überhaupt Jeder, indeß — es fragt sich nur, ob das »Verlangen« etwas nützt. Am meisten erfreuen doch die Aufmerksamkeiten, die man empfängt, ohne sie zu verlangen.“ Er wandte sich an Frau Eva, die ein Farrenkrautblatt in der Hand hielt und ganz in dessen Betrachtung versunken schien: „Karl hat die richtige

Stelle getroffen, um Sie vor der Sonne zu schützen, nicht wahr? Sein Schirm beschattet gerade Ihren Kopf.“ Karl machte eine unwillkürliche Bewegung, er hatte an nichts weniger als an eine Aufmerksamkeit für Frau Eva gedacht, als er seinen Schirm aufspannte. Der alte Herr lachte. „Er wollte unbemerkt bleiben mit seinem Schattenspender, der gute Karl,“ sagte er, „aber ich bin nun einmal so ein ungeschickter alter Burtsche, der in die feinsten Fäden hineintappt, ha ha ha!“

Der alte Herr schien sich sehr zu amüsiren. Karl machte ein ärgerlich verlegenes Gesicht und Frau Evas Blick flog müde über die Gruppe der sie umgebenden Verwandten und begegnete dem Blicke Horsts. Eine flüchtige Röthe stieg in ihren Wangen auf, mit einer schnellen Bewegung erhob sie sich und die kleine Karawane setzte sich wieder in Marsch. Man erreichte ohne Zwischenfall die Bergspitze.

„Reizend, zu reizend, nein wirklich zu reizend!“ rief Fräulein Irene, rings um die Plattform, von welcher aus man die Gegend weithin überblickte, gehend. Der Baron und Frau von Seiger stritten sich über die Namen der Bergspitzen, die Brüder Herzall beschäftigten sich mit ihren Cigarren.

Da stand Frau Eva plötzlich an Horsts Seite. „Ich muß Sie sprechen — noch einmal ungestört,“ sagte sie leise, während ihr Blick weit hinaus über das sonnige Land schweifte.

Horst neigte stumm den Kopf.

„Morgen, in der Schonung,“ fuhr sie mit leicht zitternder Stimme fort.

„Ich werde dort sein, Baronin.“

In eigenthümlicher Erregung trat er den Rückweg an, auf welchem Frau Eva sich wieder in möglichster Entfernung von ihm hielt.

Er verbrachte eine fast schlaflose Nacht. Frau Evas leise vibrirendes: „ich muß Sie noch einmal ungestört sprechen“ — klang fort und fort vor seinen Ohren. Was wollte sie von ihm? Wenn sie unglücklich war — und Horst zweifelte nicht daran, daß dies der Fall sei — warum zerriß sie nicht mit einem Schlage all die Intriguenfäden, die sie umspannten? Wußte sie nicht, was sie wollte, oder fehlte es ihr nur an Energie, ihren Willen durchzusetzen? Wenn er sich ihr Zusammentreffen im Walde vergegenwärtigte, so erschien ihm diese Frau als die sympathischste Erscheinung, die ihm je entgegengetreten war, und wenn er dann an die Besteigung des grauen Berges dachte, sah er diese selbe Erscheinung in ein Zerrbild verwandelt. Sie zog ihn an und stieß ihn zugleich ab und dieser Widerspruch, der in ihr sowohl als in seinem eigenen Empfinden lag, regte ihn auf und nahm ihm die kühle Objectivität, deren er sich sonst rühmte. — —

V.

Schon lange vor der gewohnten Zeit war er am anderen Tage im Walde. Er erwartete Frau Eva nicht vergebens und die Erregung, die ihr Gesicht heute verrieth, ihre brennenden Wangen und feuchtschimmernden Augen ließen sie Horst wieder neu und verändert erscheinen.

„Ich fühle, daß es ein ungewöhnlicher Schritt ist, den ich gethan habe, indem ich Sie um diese Unterredung bat,“ sagte sie hastig, „ich bitte Sie, mich deshalb nicht zu verurtheilen. Wir können uns nicht jeden Tag hier sehen und dann als Fremde einander begegnen, wenn ich von meinen Verwandten umgeben bin. Ebenso wenig ist es mir möglich, in Gegenwart derselben freundschaftlich mit Ihnen zu verkehren, wie hier, wo wir allein sind. Deshalb werde ich nicht mehr in den Wald kommen — aber einmal mußte ich Sie noch sprechen, einmal mußte ich Ihnen das alles sagen — ich habe so viel Vertrauen zu Ihnen — ich weiß, wir würden sehr gute Freunde sein, wenn alles anders wäre als es eben ist — das sollten Sie alles wissen und deshalb bin ich gekommen, um Ihnen hier Lebewohl zu sagen.“

„Sie sind gekommen um mir zu sagen, daß Sie Vertrauen zu mir haben,“ — ich danke Ihnen von Herzen dafür und würde glücklich sein, Ihnen beweisen zu können, daß ich dieses Vertrauen verdiene. Geben Sie mir Gelegenheit dazu, und, anstatt uns Lebewohl zu sagen, lassen Sie uns einen Freundschaftsbund schließen, sagen Sie mir, wie ich Ihnen nützlich sein könnte“ —

Frau Eva senkte schweigend den Kopf.

„Sagen Sie mir, warum Sie nicht glücklich, warum Sie nicht so unabhängig sind, wie Sie es doch sein könnten,“ fuhr Horst, sich immer mehr erwärmend, fort. „Sie sind eine andere hier und in dem Kreise, in dem ich Sie gestern sah, mir ist als ob ein unheimliches Räthsel Ihr Leben verdunkelte — sagen Sie mir, was es ist, und ob es kein Hilfsmittel dagegen giebt. Gestern noch durfte ich nicht wagen, diese Frage an Sie zu richten — aber heute, nachdem Sie mir gesagt haben, daß Sie mir vertrauten, heute darf ich auch auf eine Antwort hoffen, nicht wahr?“

Frau Eva stand immer noch schweigend neben ihm. Eine Thräne stahl sich unter ihren langen goldnen Wimpern hervor und rollte langsam über ihre Wange herab, ohne daß sie eine Bewegung machte, sie zu verwischen.

Endlich hob sie den Kopf und blickte Horst an.

„Helfen können Sie mir nicht,“ sagte sie leise, „aber wissen sollen Sie wenigstens, daß Sie recht gesehen haben. Ein Schatten lastet allerdings auf meinem Leben, aber derselbe ist kein dunkles Räthsel — er ist einfach eine Pflicht der Dankbarkeit.

— Wenn ich dieselbe nicht freudig erfülle, so ist das nur meine eigne Schuld, und wenn ich darunter leide, so kann ich doch Niemand dafür verantwortlich machen, als mich selbst. Kommen Sie, setzen wir uns auf meinen lieben Platz dort in der Schonung, ich will Ihnen erzählen, wie alles so kam und so wurde, wie es heute ist.“

Schweigend folgte er ihr.

„Mein Vater war der schönste und lebenswürdigste Mann, den ich je gesehen habe,“ fuhr sie fort, als sie den Platz erreicht und sich zwischen dem Farrenkraut niedergelassen hatten. „Er hatte nur einen Fehler und auch diese Bezeichnung ist zu hart für seine unbeschränkte Großmuth seinen Freunden gegenüber, für seine vielleicht allzuweitgehende Gastfreundschaft und seine Freude an schönem Geräth, edlen Pferden und allem, was das Leben schmückt. Es wäre mir unmöglich, das Bild meines Vaters mit einer dürftigen Umgebung oder kleinlichen Verhältnissen in Zusammenhang zu bringen, er lebte eben, wie es seiner Natur angemessen war und wie er nicht anders konnte. Ich liebte ihn grenzenlos, um so mehr, als meine Mutter so jung gestorben war, daß ich mich ihrer kaum erinnerte, und ihm mein Herz also ungetheilt gehörte.“

Als ich neun Jahr alt war, verheirathete er sich zum zweiten Male. Ich weinte zuerst über diesen Entschluß meines Vaters, denn ich hatte in meinen Märchenbüchern so viel von bösen Stiefmüttern gelesen. Aber die Frau meines Vaters war freundlich zu mir und störte in nichts meine Gewohnheiten. Die Härlichkeit meines Vaters gegen mich blieb dieselbe und ich söhnte mich bald mit der Stiefmutter aus, deren Schönheit und glänzende Toiletten auf meine kindliche Phantasie einen gewissen Eindruck machten. Nach einem Jahre wurde mir eine Schwester geboren — Irene. Ich liebte das zierliche Püppchen, wir waren immer zusammen und meine Stiefmama war wenig bei uns; der große Train, den mein Vater führte, nahm sie zu sehr in Anspruch. Da, eines Tages — es war mein Geburtstag und ich war eben 16 Jahr alt geworden, rief mein Vater mich in sein Arbeitszimmer und theilte mir mit, daß er einen Antrag für mich habe. Ich erschrak sehr, denn ich war es so wenig gewohnt, mich als erwachsen zu betrachten, daß der Gedanke, ich könne mich verheirathen, mir nie gekommen war. Ich habe auch nie verstanden, wie mein späterer Mann darauf verfallen konnte, um meine Hand zu werben, denn ich hatte kaum ein paar Worte mit ihm gesprochen, wenn ich ab und zu im Salon meiner Stiefmama mit ihm zusammengetroffen war, und ich wußte, daß ich mich in diesem Salon sehr linksich benahm. Versall war immer gut und freundlich zu mir

gewesen. Der Gedanke ihm durch ein „nein“ wehe zu thun, wurde mir schwer, dennoch war ich zu überrascht, um ein „ja“ auszusprechen zu können. Ich fiel meinem Vater um den Hals und sagte ihm, daß ich mich von ihm nicht trennen wolle, da ich Niemand auf der Welt so liebte als ihn. Ich sehe das ernste, liebe Gesicht meines Vaters noch vor mir — wie es sich damals in jener entscheidungsschweren Stunde über mich beugte. Ich sah einen feuchten Schimmer in seinen Augen und die tiefe Stimme, deren Ton mir stets in's Herz drang, klang sehr bewegt, als er mir sagte, daß auch er mich am liebsten bei sich behalten würde, daß ihm aber der Gedanke unerträglich sei, mich entbehren zu sehen. Und dann sagte er mir, daß er nicht der reiche Mann sei, für den er galt. Er hatte schwere Vermögensverluste gehabt, er sprach davon, das Gut, das er besaß, zu verkaufen, in eine kleine Stadt zu ziehen und sich einzuschränken. Ich weinte, weil ich sah, daß er unter dieser Vorstellung litt — für mich hatte sie nichts Abschreckendes und ich wiederholte nur, daß ich alles andre einer Trennung von ihm vorzöge. Er seufzte tief auf, bat mich, die Sache noch einmal zu überlegen und ich verließ das Arbeitszimmer mit der Vorstellung, daß diese Heirathsangelegenheit abgethan sei. Vor der Thür traf ich meine Stiefmutter. Mit einer bei ihr ganz ungewohnten Festigkeit erfaßte sie meine beiden Hände und blickte mir forschend in die Augen.

„Nun?“ fragte sie mit so gespanntem Ausdruck, daß es mich peinlich berührte, „nun, mein Kind, willst Du uns retten — oder läßt Du uns zu Grunde gehen?“

„Retten, oder zu Grunde gehen, wie meinst Du das, Mama?“ fragte ich erschreckt. Da erzählte sie mir, was mein Vater mir verschwiegen hatte, daß es sich für uns nicht nur um einige Einschränkungen handelte, sondern daß wir vor dem völligen Ruin standen. Mein Vater brauchte eine größere Summe, um seinen Hauptgläubiger zu befriedigen — von all' seinen Bekannten war nur Herfall in der Lage, diese Summe vorzustrecken, und im Augenblick, als mein Vater ihn darum bitten wollte, erfolgte Herfalls Antrag. „Du begreifst, daß Dein Vater ihn niemals um diesen Freundschaftsdienst bitten kann, wenn er seinen Antrag ablehnen muß,“ jagte meine Stiefmutter, „andererseits aber würde Deine Verbindung mit Herfall unsren Credit soweit heben, daß Dein Vater auch von anderer Seite das Geld geliehen erhalten würde, was jetzt nicht der Fall ist. Wir stehen vor der Substitution — weist Du Herfall zurück, so stößt Du nicht nur Dich selbst, sondern auch Deinen Vater und uns alle in das Elend.“ Sie weinte als sie das sagte — ich hatte sie nur immer schön und lächelnd, nie weinend gesehen. Einmal über die Lage aufgeklärt

begriff ich, daß es für mich keine andere Möglichkeit gab, als den Antrag des Barons anzunehmen. Das, was mir am schwersten dabei wurde, war der Gedanke an die Trennung von meinem Vater — gegen den Baron hatte ich nichts einzuwenden. Ich war so sehr Kind, wie es wohl wenige Mädchen mit sechzehn Jahren sind, ich hatte nie die leiseste Regung einer andern Neigung empfunden als die zu meinem Vater und zu meiner kleinen Schwester, es war mir auch nie der Hof gemacht worden, denn meine Stiefmutter hatte mich stets als Kind behandelt und von der Gesellschaft fern gehalten. So fühlte ich mich geehrt durch den Antrag des so sehr viel älteren und angesehenen Mannes, und wenn ich mich auch lieber seine Tochter als seine Braut genannt hätte, so brachte ich ihm doch von vorn herein ein Gefühl großer Dankbarkeit entgegen, weil ich sah, wie sehr glücklich mein Vater über diese Verbindung war. Und dieses Gefühl steigerte sich noch nach meiner Verheirathung, als ich durch einen Zufall erfuhr, daß mein Mann mit großen Opfern die Verhältnisse der Meinigen völlig geordnet hatte. Nie war ein Wort davon über seine Lippen gekommen — ein Zufall, wie gesagt, klärte mich auf. Er war mir der beste, großzügigste und edelste Freund, den ich je besaß, und ich hätte ihm gern mein ganzes Leben gewidmet, um ihm meine Dankbarkeit zu beweisen. Der Himmel hatte es anders beschlossen. Er starb, nachdem ich acht friedliche, glückliche Jahre an seiner Seite verlebt hatte. Gleichzeitig verlor ich meinen Vater. Ein Schlaganfall raffte ihn in dem Augenblicke dahin, wo er erfuhr, daß eine große Spekulation, durch die er mit einem Schläge sein Vermögen wiedergewinnen wollte, fehlgeschlagen war. Ich war völlig gebrochen und mir war, als sei auch mein Leben abgeschlossen. Haltlos und einsam stand ich in der Welt, die ich in den Jahren meiner Ehe nicht besser kennen gelernt hatte als vorher, denn wir hatten völlig einsam auf der ungarischen Herrschaft gelebt. In seinen letzten Tagen hatte mein Mann seinen einzigen Bruder herbeigerufen. „Er soll bei Dir bleiben als Dein Schutz, arme Maus,“ sagte er mir einmal, als ich an seinem Bette saß. „Halte gute Freundschaft mit ihm und den Seinen — es sind die einzigen Herfalls, die es noch giebt, da der Himmel uns einen Sohn versagt hat.“ So übernahm ich die Verwandten meines Mannes als ein theures Vermächtniß und gelobte mir, den Wunsch des Verstorbenen zu erfüllen und gute Freundschaft mit ihnen zu halten. Dennoch fühlte ich mich so grenzenlos einsam, daß ich meine Stiefmutter bat, mit Irene zu mir zu kommen. Sie kamen — aus der kleinen Puppe Irene war ein großes Mädchen geworden, das mir schein entgegtrat, und ich war noch so sehr von meinem Schmerz hingegenommen,

daß ich es veräumte damals, wo das gewiß noch möglich gewesen wäre, Einfluß auf sie zu gewinnen. Ach, ich war überhaupt zu sehr durch die Fürsorge und Nachsicht verwöhnt, mit welcher mein Mann mich umgeben hatte. Er hatte für mich gedacht, für mich gehandelt. Ich hatte diese acht Jahre in einem freundlichen Traume hingelebt, zwischen den Blumen, die er für mich pflanzen ließ und in dem Hause, das er für mich eingerichtet hatte. Wenn ich ein Band kaufte oder ein Buch las, war ich gewöhnt gewesen, seinen Rath einzuholen — so war ich all die Zeit hindurch das Kind geblieben, als das er mich geheirathet hatte, und nun er nicht mehr an meiner Seite stand, schwankte ich wie ein Blatt im Winde — ohne Stütze, ohne Urtheil, ohne Willen! Ich fühlte, daß die einzige Aufgabe, die mir im Leben blieb, die war, das Andenken meiner Todten in ihren Hinterbliebenen zu pflegen und zu lieben — aber — nun, ich habe Ihnen so viel gesagt, Sie sollen auch das Letzte wissen, das was mein Leben so öde macht und was doch weder ich noch irgend ein Anderer ändern kann: diese Liebe, die ich als Pflicht betrachte, ich kann sie nicht empfinden! Ich suche oft die Schuld in den Andern, aber das ist es nicht — mein Herz ist so kalt und theilnahmslos, und das ist es, was sie fühlen und weshalb auch sie mich nicht lieben.

Sie haben recht gesehen, ich bin sehr unglücklich — aber ich bin es nur durch mein kaltes Herz, nur weil ich nichts als meine Pflicht empfinde, da, wo ich lieben sollte.“

„Liebe läßt sich nicht erzwingen,“ sagte Horst leise, „man kann sie weder sich selbst noch andren gebieten.“

„Nein, das kann man nicht,“ wiederholte sie traurig.

„Man kann aber an einer Aufgabe, die man nicht im Stande ist, zu erfüllen, und an die man sich dennoch festkettet, zu Grunde gehen,“ fuhr er fort, „und das kommt einem Selbstmord fast gleich.“

Sie neigte zustimmend den Kopf.

„Sie haben recht — ich habe das alles nicht so klar und deutlich empfunden, so lange ich in der gewohnten Umgebung blieb — aber jetzt weiß ich es — ich lebe nur halb und das Beste, was mir begegnen könnte, wäre, wenn ich ganz zu leben aufhörte.“

„Diese Schlußfolgerung sollte Ihnen beweisen, daß Ihr Ideengang ein krankhafter, unnormaler ist, Sie sind noch jung —“

„Jung? O, ich komme mir sehr alt vor. Ich hoffe nichts, ich erwarte nichts — bin ich da nicht alt?“

„Auch das ist unnatürlich — Sie dürfen Ihr Leben nicht als abgeschlossen betrachten, während

Sie, den Jahren nach, auf der Höhe desselben stehen. Ist Ihnen der Gedanke nie gekommen, daß Sie nicht nur Pflichten gegen die Angehörigen Ihrer Todten, sondern daß Sie auch Pflichten gegen sich selbst haben?“

„O ja, aber diese Pflichten bestehen eben in der Selbstüberwindung.“

„Die Selbstüberwindung ist schön und gut, wenn wir dadurch unsren inneren Menschen vorwärts bringen — schlechte Neigungen sollen wir unterdrücken, damit die guten sich entfalten können. Eine Selbstüberwindung, wie Sie dieselbe anwenden, dient aber nicht dazu, Sie selbst besser, ja nicht einmal dazu, Andere glücklicher zu machen. Ihre Umgebung arbeitet unablässig daran, Ihnen den letzten Rest von Selbstgefühl und Selbstbestimmung zu rauben. Geben Sie diesem Unterdrückungssysteme nicht nach — versuchen Sie es nur einmal, glücklich sein zu wollen anstatt sich selbst auszulöschen, damit Andre auf Ihre Kosten glücklich sind —“

Frau Eva hatte sich erhoben.

„Halten Sie ein, Herr von Hagen,“ sagte sie sanft aber bestimmt. „Sie stehen als Fremder diesen Verhältnissen gegenüber, Sie können dieselben nicht beurtheilen. Habe ich denn ein Recht auf den Reichthum, den ich besitze? Gehört derselbe nicht in Wahrheit den Herfalls? Nicht sie können auf meine Kosten glücklich sein, wie sie sagen, sondern ich lebe eigentlich auf ihre Kosten und darf demnach diesen Reichthum, durch den ich mich gebunden und verpflichtet fühle, nicht von mir werfen, weil ich dadurch nicht nur dem Willen meines verstorbenen Mannes zuwider handle, sondern auch meine Mutter und Schwester der Entbehrung preisgeben würde.“

„Und all dieser Rücksichten wegen lassen Sie sich tyrannisiren,“ rief Horst, nun ebenfalls aufspringend, „so tyrannisiren, daß Sie es nicht wagen, selbstständig Ihre Freunde zu wählen und anzuerkennen —“

„Ich weiß wohl, daß das Schwäche ist, aber — wozu brauche ich Freunde zu suchen, da ich eine Familie habe? Man würde es mir zum Vorwurf machen, und ich — ich bin zu feige, um einen Familiensturm heraufbeschwören zu wollen. Ich erscheine Ihnen vielleicht verächtlich weil ich so schwach bin — aber ich vermag es nicht, anders zu sein.“

Horst schüttelte den Kopf.

„Sie sind wie Dornröschen von Gestrüpp umwuchert, das Ihren langen Schlaf benutzte, um scheinbar undurchdringlich zu werden. Aber wenn Sie erwachen wollten — wenn Sie mir erlauben wollten, Ihnen den Weg zur Freiheit zu zeigen —“

„Zur Freiheit? Und was sollte ich mit der

Freiheit, ich, die ich nie gelernt habe, selbstständig zu sein? Nein, glauben Sie mir, es muß alles bleiben wie es ist — und ich werde das Leben auch wieder erträglicher finden, wenn ich in die gewohnten Verhältnisse zurückgekehrt sein werde. Nur hier in der freien Luft der Berge überkommt es mich wie unaussprechliche Sehnsucht nach Fernem, Unbekanntem — nur hier fühle ich mich so unzufrieden und unruhig — ich will heimkehren — ich will an Sie denken wie an einen fernen Freund — ich bin ja in den Wald gekommen, um Abschied zu nehmen!

Sie reichte ihm die Hand, die er zwischen seine beiden Hände nahm.

„Und warum wollen Sie nicht zuvor mit mir, den Sie doch Ihren Freund nennen, alle Möglichkeiten erwägen, welche eine Veränderung Ihrer Lage herbeiführen könnten?“ fragte er.

„Es giebt keine Möglichkeiten, welche mich vergessen machen könnten, daß der letzte Wunsch meines Mannes der war, mich Freundschaft mit den Seinen halten zu sehen, und daß ich meinem Vater einst versprochen habe, stets für Mutter und Schwester zu sorgen.“

„Wenn aber nun doch —“

„Nein, nein, sagen Sie mir nichts mehr — nichts ist zu ändern, und ich bin ja auch nur gekommen, um Abschied zu nehmen —“

Sie reichte ihm die Hand. Er drückte dieselbe an seine Lippen.

„Ich kann an diesen Abschied noch nicht glauben — mir ist's, als hätten wir einander noch so viel zu sagen, als dürfte ich Dornröschen nicht wieder einschlafen lassen —“

Sie schüttelte den Kopf.

„Lassen Sie Dornröschen nur schlafen — es ist das Beste — aber der Schlaf muß traumlos sein.“

Schnelle Schritte kamen über den Waldweg daher und Frau Eva blickte erschreckt auf.

„Mein Schwager,“ rief sie leise.

Im nächsten Augenblick stand der alte Herr mit hochrothem Gesicht und gefolgt von seinem Sohne Karl vor Horst und Frau Eva und maß beide mit einem durchaus nicht freundlichen Blick.

Horst grüßte verbindlich.

„Sie suchen auch den Wald auf Herr Baron,“ sagte er, „er ist am schönsten in den Morgenstunden.“

„Ich suchte meine Schwägerin, deren lange Morgenpromenaden uns beunruhigten, und ich bin froh, sie so bald gefunden zu haben,“ erwiderte der alte Herr ziemlich unwirsch. „Du ermüdest Dich zwecklos, liebe Eva, und wenn Du eine Begleitung wünschtest, so weißt Du wohl, wie glücklich Du Karl durch das Ausprechen eines solchen Wunsches machen würdest. Er war, so wie ich, lebhaft beunruhigt —“

„D, da wir die Cousine in so guter Obhut finden,“ meinte Karl besangen und Horst die Hand reichend, „so war wohl kein Grund zur Besorgniß.“

Der Baron hatte sich mit kurzem Gruß entfernt und führte seine Schwägerin davon, der Horst mit unzufriedenem Blick nachsah. Warum war sie so schwach, warum wagte sie nicht, ihrem alten Tyrannen entgegenzutreten?

„Ich bin wirklich rath- und trostlos,“ sagte Karl, sobald der Baron außer Hörweite war, „denke Dir, mein Vater verlangt von mir, daß ich noch hier um diese unglückselige Eva werbe — sie scheint Zuvertrauen zu Dir zu haben, ich bitte Dich, sage ihr, daß das unmöglich ist.“

Horst machte eine ungeduldige Bewegung. „Verschone mich mit dieser Angelegenheit und sage ihr selbst, was Du zu sagen hast.“

„Aber lieber Freund, ich bitte Dich, trage mir die Unfreundlichkeit meines Vaters nicht nach —“

„Das fällt mir nicht ein, aber alles, was ich für Dich thun kann, ist, daß ich Dir den Rath gebe: sei ein Mann und tritt muthig für Deine Freiheit und Deine Liebe ein.“

„Wenn Du aber die Cousine hier öfter getroffen hast, wie die Seiger behauptet, so —“

„Was behauptet die Seiger?“

„Mein Gott, nichts Schlimmes, sie sagte nur zum Vater, daß Du mit der Cousine spazieren gingest, sie will Euch neulich schon gesehen haben —“

Horst lachte höhnisch auf.

„D vortrefflich, Frau Eva ist wirklich ausgezeichnet aufgehoben — nun bitte ich Dich aber, thue mir den einzigen Gefallen und verschone mich mit Euren Familienangelegenheiten ebenso wie ich Euch möglichst mit meiner Gegenwart, gegen die Dein Vater ohnehin allerlei einzuwenden hat, verschonen werde.“

„Aber ich bitte Dich“ —

„Verzeih' mir, wenn ich unhöflich bin, aber ich bin etwas nervös heute Morgen, das Stilleben bekommt mir, wie es scheint, nicht — ich werde versuchen, meine Nerven durch die Jagd zu curiren.“

„Du willst Dich Paul anschließen? Er sprach davon.“

„Ja, und Du solltest auch mitkommen, das würde Dir besser thun, als immer zwischen den Damen zu sitzen.“

Karl Herfall seufzte. „Du weißt nicht, was es heißt, täglich mit dem Gegenstande seiner Reizung zusammen zu sein, ohne Aussicht, seine Wünsche endlich erfüllt zu sehen.“

Horst brach das Gespräch ab und eilte nach Hause.

„Am klügsten wäre es, ich reiste ab,“ sagte er sich, „Frau Eva ist nicht zu helfen, und was ich Karl Herfall sagte, ist die volle Wahrheit. Ich

werde nervös vom bloßen Zusehen. Mit den Hirschen will ich es aber doch noch einmal versuchen, ehe ich auf und davon gehe, und zwar gleich heute.“

Hätte Horst noch seine »Objectivität« bewahrt, so würde er gewußt haben, daß die Hirsche ihm nur als Vorwand dienten, um seinen Aufenthalt in Vorbeck, den seine Vernunft ihm abzubrechen rieth, zu verlängern. Aber diese vielgerühmte »Objectivität« war ihm von Tag zu Tag mehr abhanden gekommen — er stand nicht mehr außerhalb der Verhältnisse, dieselben mit kühler Ruhe beobachtend, sondern er stand mitten darin, ohne sie ganz zu überblicken.

VI.

Schon am Nachmittage wanderte er den Waldweg hinab zur Försterei. Er hatte seit langer Zeit keine Büchse geführt und wollte sich daher auf dem Scheibenstand noch ein wenig im Schießen mit der Kugel üben.

Der Förster hatte schon am vorigen Abend durch seine Tochter erfahren, daß die beiden Herren herauskommen wollten. Er hatte ein Zimmer für sie in Bereitschaft gestellt und bat Horst doch gleich da zu bleiben, da es am günstigsten sei, in den ersten Morgenstunden, so etwa um drei Uhr, aufzubrechen. Horst war es recht, etwas vorzubeden, er willigte also ein, und erwartete, daß auch Paul noch am Abend kommen würde, da der Förster ihn gleichfalls jagen lassen, er wolle in aller Frühe des nächsten Tages aufbrechen. Einstweilen begab er sich auf den Scheibenstand, wohin ihn der Förster begleitete. Derselbe verließ ihn aber bald wieder, da er seinen Gast wortfarg und gar nicht nach seinem Geschmack fand.

Sehr erstaunt war Horst nach einigen Stunden anstatt des erwarteten Paul, Karl Herfall ankommen zu sehen. Dieser war in großer Aufregung.

„Es ist alles aus und es muß nun zum Aeußersten kommen,“ rief er, sich ganz erschöpft auf eine Bank neben dem Scheibenstand werfend. „Ich wußte Dich hier und ich bin zu Dir gekommen, obgleich Du heute Morgen wenig freundlich gegen mich warst. Es wird mir nicht leicht, Dich nun um eine Gefälligkeit zu bitten, aber ich weiß mir keinen andren Rath.“

Er wischte sich den Schweiß von der Stirn, er war offenbar mehr gelaufen als gegangen. Horst warf seine Büchse über die Schulter und setzte sich neben ihn.

„Was ist geschehen? Du bist ganz verstört.“

„Das Schlimmste ist geschehen, was überhaupt geschehen konnte. Mein Vater hat, ohne mich zu fragen, in aller Form für mich um die Hand der Cousine geworben.“

Horst sprang auf.

„Um ihre Hand geworben? Und sie? Was that, was sagte sie?“

„Ich habe sie nicht gesehen, sie hat sich gleich darauf eingeschlossen. Aber der Vater sagte, sie wolle nur eine kurze Bedenkzeit — er wird sie zu Allem überreden — es bleibt mir nur eins übrig: ich muß fort und Irene soll mit mir gehen. Der Thatsache gegenüber wird mein Vater machtlos sein, Du hattest Recht, als Du mir damals sagtest, ich solle nach Amerika gehen. Und deshalb komme ich auch zu Dir, um Dich zu bitten, mir ein kleines Kapital vorzustrecken, mit dem ich drüben etwas anfangen könnte. Ich weiß, Du kannst das —“

Die Dazwischenkunft des Försters unterbrach Karl Herfalls Mittheilungen, und da der Alte nicht die Absicht zu haben schien, den Schießplatz so bald zu verlassen, vielmehr die beiden Freunde, deren Erregung er bemerken mochte, mit neugierigen Blicken betrachtete, so schlug Horst vor, Karl Herfall ein Stück zu begleiten.

„Bleiben Sie aber nicht zu lange aus,“ rief der Förster ihm nach, „es beginnt bald zu dunkeln und wenn Sie heut nicht früh zu Bett gehen, wird Ihnen das Aufstehen um halb drei Uhr Morgens schwer werden. Und um drei Uhr müssen wir an Ort und Stelle sein.“

Horst und Karl Herfall entfernten sich und der Förster blickte ihnen nach.

„Die Büchse hätte der junge Herr immerhin hier lassen können, Sacktäschchen wird er doch nicht schießen wollen,“ brummte er.

Die Dunkelheit war völlig hereingebrochen und die Sterne begannen zu flimmern, als Horst in die Försterei zurückkehrte. Paul war noch nicht da, und der Förster ging scheltend im Hause umher, weil auch seine Tochter noch nicht heimgekommen war. Horst wartete noch eine halbe Stunde und legte sich dann zu Bett.

Er hatte wohl schon ein paar Stunden geschlafen, als ihn Paul Herfalls Stimme weckte.

„Ist es schon Zeit?“ rief er schlaftrunken, sich die Augen reibend.

„Um Gottes Willen, schnell, steh auf,“ rief Paul, „es ist ein Unglück geschehen —“

„Wo? Was giebt es?“

(Schluß folgt.)





Salzburg.

Eine Fahrt auf der Giselabahn.

Von

Heinrich Doe.

Mit Original-Illustrationen, nach der Natur gezeichnet von G. Haid.

I.

Wenn Dir, lieber Leser, Dein Glück hold war und Dir vergönnt hat, einmal nach Salzburg und in das Berchtesgadener Land zu kommen, dann hast Du im Süden auch einzelne Spitzen jener weißen Gebirge gesehen, vor welchen der Königssee eingebettet liegt. Links vom Wagmann hinein ragen sie. Die Einbildungskraft wird sich gern mit ihnen beschäftigen und sich beschwingen, um herauszufinden, was jenseits der blendenden Höhen wohl zu sehen sein mag. Sie heißen das Steinernes Meer und der Ewige Schnee.

Ein Blick auf die Karte enthüllt uns das Geheimniß der weißen Mauern. Hinter ihnen braust in engen Thälern die Salzach und noch weiter mittagwärts erheben sich die Hohen Tauern, an deren Eispracht sich Jeder erinnert, der vom Großglockner oder Großvenediger gehört hat. Und jenseits der Hohen Tauern kommt noch eine Reihe wilder Gebirge und dann erscheint das Land Italien.

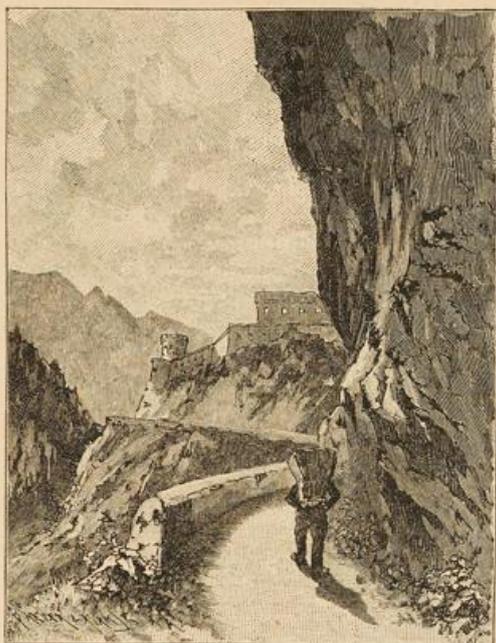
Doch diesmal gehen wir nicht so weit. Wir halten uns an die Thäler, welche das Berchtesgadener Land im Osten, Süden und Westen umringen. Der Salzach-Fluß, welcher die Gletscherwasser der Hohen Tauern mitbringt, bezeichnet zu-

gleich auch den Weg, auf dem uns der Dampfwagen in jene Gebiete versetzt. Bis zum Zeller See verfolgt die Gifels-Bahn den Alpenstrom. Mühfam hat seiner Zeit die Menschenhand in engen Schluchten neben ihm den Raum für Menschen und Rosse geebnet. Dann kam noch ein Drittes dazu, die Schluchten zu durchbrechen: der Schienenweg. Der mußte sich, wo ihm die beiden anderen nicht Platz ließen, durch die Felsen der Hänge bohren.

Die Giselabahn umzieht also das Gebiet des Königssees in den drei Himmelsrichtungen, die ich erwähnt habe. Beim Zeller See wendet sie sich nord-, weiterhin dann westwärts dem schönen grünen Innthal und dem Lande Tyrol zu.

Wer die Giselabahn nicht gesehen hat, dem fehlt ein Hauptblatt aus dem Bilderbuche der deutschen Alpen. Dieses zeigt der Verlauf unserer Reise. Wir wollen deshalb vorläufig nicht weiter davon reden. Dagegen will ich nicht verschweigen, daß man den Schienenweg zu Ehren der Kaiser-tochter getauft und ihn, der gewaltigen Hemmnissen des Gebirges und der Wasser begegnete, in kaum drei Jahren gebaut hat.

Wenn man auf die Landkarte schaut, so erräth man sofort den Grund, aus welchem man vor der Mühe und den Kosten einer solchen Anlage nicht



Paß Zug.

zurückschreckte. Die beiden Endpunkte der Giselabahn Salzburg und Wörgl am Inn waren allerdings schon längst durch eine Eisenbahn verbunden. Diese letztere aber durchzieht bayerisches Gebiet, also Oesterreich gegenüber Ausland. Da traten denn die sogenannten strategischen Interessen, die der armen Menschheit so viele Opfer auferlegen, ein und veranlaßten ausnahmsweise auch einmal etwas Gutes. Man wollte eine Eisenbahn, welche die beiden Kronländer Salzburg und Tyrol verbindet, auf eigenem Grund haben. Bis jetzt ist — dem Himmel sei's gedankt — der strategische Werth der Giselabahn noch nicht auf die Probe gestellt worden. Statt bewaffneter Heere wird alljährlich eine Invasion von harmlosen Naturbewunderern befördert. Noch nie hat der Donner der Kanonen den der Wasserstürze übertönt, die zur Salzach herausbrechen und von den Schauern jener Einöden erzählen, aus deren ewigem Winter sie herabkommen.

Es scheint aber, als ob dieser Giselabahn, welche aus Rücksichten der Landesverteidigung angelegt war und Jahre lang, was den Verkehr von Personen anbelangt, in der Hauptsache nur von der Schaar der Touristen befahren wurde — so daß schon einmal im Ernste davon die Rede war, den Verkehr den Winter über einzustellen — dieser Giselabahn, welche seiner Zeit mehrfach als ein

II. 2.

geldverschlingendes Spielzeug hingestellt wurde, eine Rolle vorbehalten sei, an welche man kaum gedacht haben mochte, als man den ersten Spaten zu ihrer Herstellung ansetzte.

Nimmt man jetzt ein sogenanntes Coursbuch in die Hand, so sucht man umsonst nach dem Namen Giselabahn. Dagegen findet man die Stationen derselben unter der General-Überschrift: Wien-Salzburg-Wörgl-Innsbruck-Buchs. Dieses Buchs liegt südlich des Bodensees am Rhein, in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt Baduz des vielgenannten Fürstenthums Liechtenstein — drei Stunden Fahrzeit von Zürich entfernt. Die Giselabahn ist also ein Glied der Strecke Zürich-Wien geworden. Das hat die Durchbohrung des Arlberges gethan. Am Schlund des Ritzloch, dem sonst nur der Knappe des Mauris-Thales oder der eifrige Naturbewunderer in die Nähe kam, faust der Courierzug Basel-Wien, der Lastenzug mit ungarischem Getreide, mit polnischem Hornvieh, das nach Paris geführt wird, vorüber. Die Giselabahn, die einst nur Zugang zu den Schaufstüden der Hochalpen war, ist in der Welt-Straße untergegangen.

Es wird aber aller Wahrscheinlichkeit nach anders kommen. Schon will man die Schienenwege, die von Süddeutschland nach Triest gelegt sind, für ungenügend finden. Es ist eine beträchtliche Anzahl von Plänen aufgetaucht, die sich mit der Durchbohrung der Hohen Tauern befassen. Durch eine solche trachtet man in südöstlicher Richtung einen kürzeren Weg zwischen München und der Adria herzustellen. Diejenigen dieser Projecte, welche am ehesten Aussicht auf Verwirklichung haben, haben das Gasteiner Thal und einen Tunnel durch den Malnitzer Tauern im Auge. In diesem Falle



Schloß Hohenwerfen.

würde die Giselabahn, wie jetzt zwischen Ost und West, so auch zwischen Süd und Nord ein wichtiges Mittelglied. Man wird dann im Coursbuch lesen: München-Salzburg-Gastein-Malnitz-Sachsenburg-Villach-Triest.

Steigen wir jetzt in den Waggon und betrachten uns diesen Schienenweg zwischen den Hohen Tauern und dem Ewigen Schnee. Er wird uns so viele Schaustücke aus der nächsten Nähe vorführen, daß uns alle Abschweifungen in weitere Fernen darüber aus dem Vorstellungsvermögen entückt werden.

Der Zug sauft am Salzburger Kapuzinerberg, am Dorfe Gnigl und an vielen Schlöffern vorbei. Zur Rechten schauen die Berge von Reichenhall und Berchtesgaden dem Reisenden ins Gesicht. Der Wagemann, der in den Königssee absteigt, ist der höchste und auffallendste unter ihnen. Beugt sich der Reisende zum Fenster hinaus, so sieht er das Hagen- und das Tannen-Gebirge, scheinbar einen fest zusammenhängenden Wall, der nur an einer Stelle bis auf das Fußgestell herab gespalten ist. Diese Spalte ist der Paß Lueg, dem er entgegen fährt, die Pforte des Hochgebirges.

Wir fahren bis dahin durch die Gegend, welche der Salzburger sein Flachland nennt, im Gegensatz nämlich zu den Gebirgsgegenden des Landes, dem Pongau, dem oberen Ennsthale, dem Lungau und dem Pinzgau. Mit diesem „Flachland“, auf das sich von drei Seiten her die Berge senken, hat es indessen in der umgekehrten Beziehung die gleiche Bewandtniß, wie mit der „Schweiz“ von Wittweiba, Nymwegen oder der von dem gewandtesten aller Naturschilderer, Theodor Fontane, in der Mark entdeckten. Das Wort gilt nur sehr vergleichsweise. Denn, wo man mit freiem Auge die Felsblöcke aus den Schneefeldern, die auch der August noch verschont, herausragen sehen kann, wo es Schaumstürze giebt, wie der Gollinger Wasserfall, da werden Viele ebenso wenig ein Flachland erspähen, als ein Gebirge dort, wo Bodenanschwellungen von der Höhe der Dünung des Meeres ein plattes Ackerland oder eine Haide hier und dort unterbrechen.

Wir wollen unsrer Sehnsucht folgen und ohne Aufenthalt jener Pforte, die unser Blick erspäht hat, entgegen eilen. Damit sei nicht gesagt, daß es nicht auch der Mühe werth wäre, hier und dort auszustiegen, beispielsweise, um die uralten Salzwerke von Hallein, das Rossfeld mit seiner schönen Aussicht oder die Regenbogen in den Wassererschleiern des Gollinger Sturzes zu beschauen.

Was den letzteren anbelangt, so mag hier dem wißbegierigen Leser zur Nachricht dienen, daß neuere Forschungen den Wassern dieses Sturzes einen anderen Ursprung zugewiesen haben, als die Meinung früherer Zeiten. Es ist noch nicht lange her — und es geschieht ohne Zweifel noch immer — daß

man beim „Raffen Palsen“ am Königssee das Kuchler Loch zeigte als die Höhlung, durch welche aus dem Königssee Wasser unter den Bergen hindurch nach Golling hinüber fließe. Jetzt weiß man, daß davon nicht die Rede sein kann. Die Fluthen dieses Sturzes sammeln sich vielmehr aus den Sickerwassern der Schneefelder des Hohen Göll und treten, gleich den Flüssen des Karstes, mit welchem ja auch die geognostische Zusammensetzung des Gebirges viele Aehnlichkeit hat, in mächtigem Schwallen als Quell-Fluß hervor, um in die Tiefe zu stürzen. Früher hieß es: Der Gollinger Wasserfall bleibt aus, wenn der Königssee unter jenes Kuchler Loch herabsinkt. Das ist wahr. Ein solches Sinken der Wasser kommt aber nur in trockenen und warmen Jahren vor und dann ist es mit den Schnee-Magazinen auf den Karrenfeldern des Hohen Göll zu Ende, die den Bach nähren und auch mit anderen Bächen.

Nicht weit hinter Golling erreicht der Zug die Gegend des altberühmten Passes Lueg. Mit dem Eisenbahn-Reisen ist aber nicht Alles eitel Gewinn, wie der Fortschrittsgläubige meint. Man bekommt dabei so viele Dinge nicht zu sehen, welche früher die Freude des Wanderers waren. So geht es hier mit dem Paß Lueg und den Defen der Salzach. Das waren in früheren Zeiten Haupt-Glanzstücke einer Reise durch das Salzburger Land. Denn durch den ersteren geht die Poststraße und in die andere schaut man theils schon von der Straße aus hinein, theils kann man von ihr auf bequemem Pfade in die Tiefe hinabsteigen. Es ist eine Art von Klamm, hier und da von Felswölbungen überdacht. Beim Paß Lueg stimmt Alles schön zusammen: die Straße in der wilden Felsenge der Alpen, das tosende Wasser, die Bollwerke der Menschenhand, die an das Bollwerk der Natur angeflückt worden sind. Vom vierzehnten Jahrhundert an bis in's neunzehnte hat man hier befestigt. Fast immer waren es Deutsche die sich in dieser Spalte zwischen den Steilwänden wechselseitig erschossen, mit Steinen zerfchmettert oder in den Wirbeln des Flusses, der die „Defen“ durchbricht, eräuft haben. Ungezählte Mal ist jene Stelle gemalt worden, wo die Kapelle, die Mühle mit ihren Wasserstürzen und der Brunnen neben einander stehen. Es ist der wildeste Fleck des Engpasses.

Der Eisenbahn-Reisende sieht von allem dem nichts. Der Schienenweg wühlt sich in einen Vorsprung des Hagen-Gebirges ein. Der Tunnel ist fast einen Kilometer lang. Wenn es wieder licht wird, dann hat er den Paß und die Defen schon hinter sich.

Gleichwohl hat an dieser Stelle auch der Schienenweg seinen hohen Reiz. Denn durch den Tunnel

ist der Reisende in ein paar Minuten in eine andere Welt versetzt worden. Hatte er nördlich desselben noch weiten Ausblick auf viele entfernte Gipfel und in manche grüne Thalweitung hinein, so findet er südlich derselben sich urplötzlich in einer Schlucht, in der nichts zu sehen ist, als die Wellen des Flusses und die himmelhohen Wände zu beiden Seiten. Jenseits des Flusses, der mit seinem rauschenden Gefälle das Klappern der Eisenbahn überönt, stehen die Hänge des Tannen-Gebirges, auf dessen Graten jetzt wieder der Steinbock haust.

Ist es vorbei mit der Romantik des Posthorns, welches einst bei Maria Brunnek, der Kapelle, den Wiederhall der Wände im Paß Queg herausstotte, und vielleicht an die Trompeten der Streitenden gemahnte, die sich hier an der Pforte der hohen Alpenwelt schlugen — so mag doch auch der Blick ergreifen, den der Wanderer vom Schienenwege aus auf seine Umgebung wirft, in die er so mit einem Male gerathen ist. Vor ihm thürmen sich Wände auf, deren Rand er nicht mehr sieht. Er kann glauben, daß sich der Dampfswagen während der nächsten Minuten, an diesem entgegengesetzten Hemmnis anprallend, zerichmetern muß. Die Welt ist zugemauert. Aber sofort öffnet sich, mit dem Flußlaufe, wieder eine neue Lücke, eine Wendung nach der andern, bis endlich der Zug ein breiteres Waldthal erreicht.

Hier, zwischen Sulzau und Bischofshofen, ist eine klassische Stelle des Salzburger Landes. Ich spreche hier nicht von der Großartigkeit der Gebirge, der Pracht der Hochthäler, in welche man flüchtige Blicke wirft, sondern von den Ueberlieferungen aus diesen Wäldern — den Ueberlieferungen, welche mit dem Andenken der alten Erzbischöfe als Landesherren zusammenhängen. Hier sind die Jagdgebiete. Wilddiebe wurden schauderhaft behandelt. Das Anschmieden an Hirsche ist keine Fabel. Bei der Station Blahhaus kann der Reisende in das Waldthal des Blühnbach, durch welches man zur

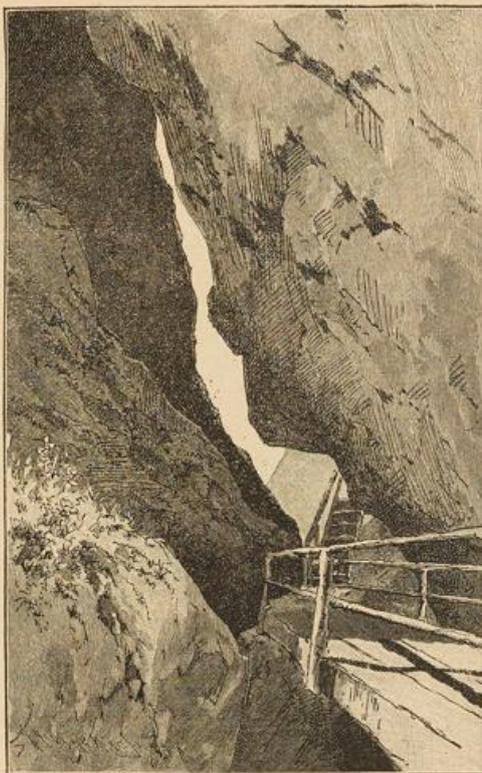
Wildalmkirche auf dem Steinernen Meer emporsteigen kann, hinauf schauen. Dann soll er sich an die Hentler erinnern, die der in Fässern auf dem Bache schwimmenden Wilddiebe warteten, um sie vor dem Necken mit ihren Eisenstangen zu erschlagen. Entrannen die in das Faß Gebundenen den Freiknechten, trieb sie das Wasser an ihren Haken vorbei, hatte der Bergstrom mehr Mitleid als der Erzbischof, dann waren sie frei.

Sollte einer unter den freundlichen Lesern etwas mehr aus diesem Hochalmen-Gebiete und seinen Wäldern erfahren wollen, so erlaube ich mir, ihm ein Buch von mir selbst zu citiren. Es ist ein Roman und heißt: Robinson in den hohen Tauern. Dort treiben sich die Geächteten im Blühnbach, um Werfen und endlich in den schneeigen Einöden der Tauern selbst herum.

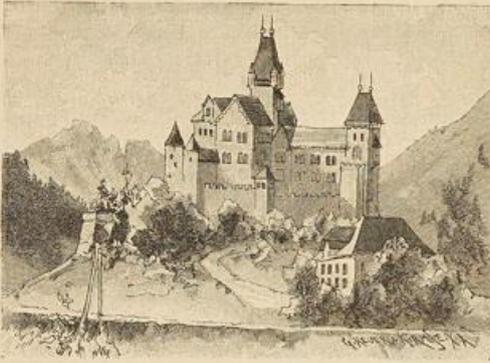
Auch Werfen, dessen Beste auf vereinzelt, rings von der Salzach umflossenen Felsstege jetzt erscheint, könnte düstere Stoffe liefern. Als im elften Jahrhundert das halbe Deutschland gegen den eigenen Kaiser, Heinrich den Vierten, in Waffen stand, wurde diese Beste erbaut. Aber später sahen ihre Mauern Dinge, die es gar nicht notwendig gehabt hätten, daß sich die Einbildungskraft mancher Schriftsteller abmühte, ihre Abscheulichkeit noch zu steigern. Es ist das

einzigste Denkmal der Inquisition auf deutschem Boden. Als die Reformation Luther's sich in den Thälern dieser Hochgebirge bemerkbar machte, da hatten die tiefen Kerker den meisten Zuspruch. An Ketten ließ man die Gefangenen in die tiefsten Schachte hinab, wo sie verlamen. Man braucht hier nicht, wie es auf einer Beste Lungaus geschah, Pferdefnochen als die Gebeine von Opfern priesterlicher Grausamkeit vorzuzeigen. Es hätte seiner Zeit nicht an letzteren gefehlt.

Jedenfalls bleibt ein eigenthümlicher Eindruck vom Anblick Hohenwerfens zurück. Das Schloß mit den tiefen Kerkern, von den Wassern der Berge



Partie aus der „Nichtenstein-Klamm“.



Schloß Fischhorn des Fürsten von Liechtenstein.

umrauscht, schaut in die hohen, weißen Einöden hinauf, bis in welche hinein damals die Gemüther von einer neuen Auffassung der ewigen Dinge erregt wurden. Ein mystischer Glanz schimmert von dort oben herab und die sich drängenden Wellen erzählen von dem unablässigen und endlosen Bemühen der Menschheit, sich durch alle Engen des Sinnenlebens hindurch zu einer lichten Erkenntniß des Welträthsels einen Weg zu bahnen.

Der Reisende erreicht nun das freie Pongau und nimmt im Süden die Vormauern des östlichsten Thales der Hohen Tauern, des Großkarl-Thales, wahr. Immer folgt das Geleise den Fluthen der Salzach. Klar wälzen sie sich dem Flachland entgegen, wenn kühles Wetter über den Bergen liegt. Trüb, braun jagen sie daher, wenn trockene, heiße Witterung den Schnee und das Eis der Höhen angegriffen hat und die Wasser das vom Gletscher zerriebene Gestein, den Gletscherchlamm, mit herabbringen.

Wir kommen an Bischofshofen vorbei, das uralte Denkmäler birgt. Dann an der Einmündung des Mühlbach-Thales, durch welches man über das anmuthige Dorf Mühlbach zur höchsten Erhebung des „Ewigen Schnee“, dem Hochkönig, der fast 3000 Meter hoch ist, emporsteigt.

Nun kommt St. Johann. Eine schöne Sommerfrische. Klare Wasser, hohe Berge, gute Herbergen. Trotz alledem würde man den Namen in sämtlichen Reisehandbüchern kaum fett gedruckt zu lesen bekommen, wenn nicht vor zehn Jahren der Abgrund, den sich die Wasser von Großkarl in das silurische Gestein des Walles hineingerissen haben, welcher einst Großkarl vom Salzachthal abschloß, von Naturfreunden zugänglich gemacht worden wäre.

Solche Abgründe nennt man in den vom bayerischen Stamm bewohnten Ostalpen Klammen (von: klemmen). Diese hier die Liechtenstein-Klammen

nach dem gleichnamigen Fürsten, welcher die Arbeiten der Erschließung unterstützte.

Es ist durchaus verfehlt, wenn Jemand an St. Johann vorüberfährt und sich diese Abgründe, die von den Gletschermassen durchtobt werden, nicht betrachtet. Die Industrie, den Reisenden dorthin zu schaffen, läßt sich schon nahezu schweizerisch nennen. Fuhrwerke und Wirthshäuser erleichtern die Reise, die für einen Fußgänger vom Bahnhof weg etwa eine Stunde beträgt.

Wer keine Eile hat, möge zu Fuß gehen. Da sieht er die Pforten des Gasteiner Thales und hinauf bis zu den weißen Gipfeln von Kaprun, die Abstürze der Wetterwand am Ewigen Schnee, das grüne Thal mit dem eisgrauen Fluß. In Winkler's Gasthof am Fuß des Berges oder in der Herberge zur „schönen Aussicht“ ist gute Kost. Bei Winkler mag er sich in das Fichtengehölz setzen und bei Traminer Nothem dem Spiel der hellen Wasser im Wald und der Wolken um die Gipfel zuschauen.

Durch Erkenwald erreicht der Wanderer endlich das Felsenthor, nachdem er vielleicht seine Mappe mit mancher schönen Alpenpflanze geschmückt hat. Donner, der aus der finsternen Spalte dringt, kündigt ihm die Thätigkeit der Wasser an. Der Eingang der Spalte selbst ist durch eine Art von Pfahlbauwirthshaus mit Kramladen verbaut und mag ein schwärmerisches Gemüth an die Schacherer in der Vorhalle des Tempels erinnern.

Hinter der Bretterthüre dieses Verschlages beginnt die Klamm. Jeder Schweiz-Reisende kennt dieselbe aus der Tamina-Schlucht. Doch ist hier etwas mehr Abwechslung. Die Felsen oben schließen sich nicht so völlig wie dort.

Für Andere, die derlei nicht kennen, sage ich, daß unter den Holzstiegen oder den in die Felsen hinein ausgehauenen Pfaden die Wasser mit betäubendem Getöse sich in Schaumwirbeln drehen, um den Ausgang zu finden. Ein in das Wasser hingeworfener Gegenstand dreht sich oft Stunden lang an einer Stelle umher, bevor er von den Wellen weiter gerissen wird. Von den Wänden rinnen Quellen und fallen Tropfen. Nach einer Weile lichtet sich die Felsenge und man gelangt zu einem grünen Anger, auf dem Gneißblöcke, von Thau und Wasserstaub benezt, ihren matten Schimmer zeigen und Alpenrosen blühen. Das ist eine schöne Stelle, um mitgebrachten Wein in froher Gesellschaft zu trinken und alle die Wassermänner leben zu lassen, die, gleich den Nicores im Beowulf, hier ihr schreckliches Wesen treiben.

Jetzt kommt aber erst das Aergste. Jenwärts dieser lichten grünen Weitung verengt sich die Klamm wieder. Es wird finster. Unter Traufen

gehen die Wanderer zwischen den Wellen und der nassen Felswand dahin und die meisten lassen das Geländer nicht aus der Hand. Der Boden scheint zu zittern und man muß sich in die Ohren hinein schreien, wenn man einander etwas sagen will.

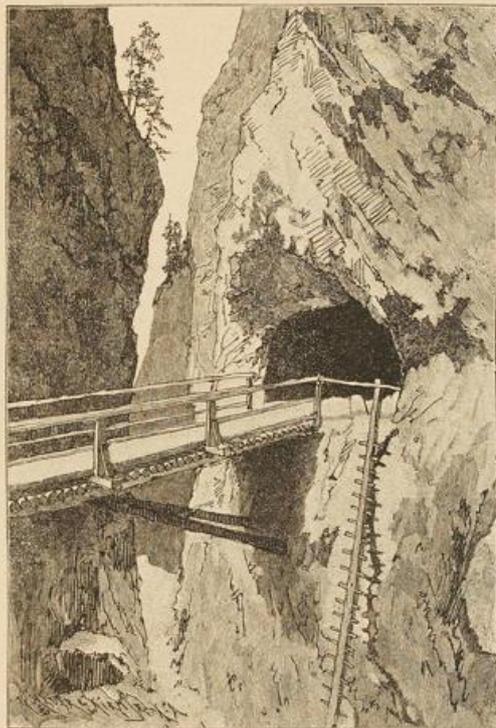
Ganz zu hinterst fällt das ganze Gletscherwasser ungefähr 100 Fuß hoch in einem Saug in die finstere Spalte hinein. Vor Donner, Wasserstaub, Dunkelheit, Kälte, welche das von den Gletschern kommende Gestäube mitbringt, vergeht den Meisten Hören, Sehen und Reden.

Der geneigte Wanderer oder Leser wird aber noch immer nicht entlassen. Er muß über eine Brücke gerade neben dem Wasserfall — es ist in der That „die Brücke, welche stäubet“ — in einen Tunnel. Dieser Tunnel wirkt in die Ohren des Pilgers hinein als vorzüglicher Schalltrichter. Sieht er das Licht wieder, so hat er neben sich den Absehwung der Wasser, die sich eben anschicken, in die Klamm hineinzustürzen und in jenem Fall zu zerstäuben, den er vorhin trotz der Dunkelheit gesehen hat. Was nun diesen Fall anbelangt, so ist er, wie sich begreift, am schönsten, wenn durch die Oeffnung von oben die Sonne darauf scheint. Dann glänzt er wie ein Strom von Magnesium-Licht. Zur selben Zeit sind auch oben, jenseits des Tunnels, die günstigsten Augenblicke. Denn es schweben dann die unförperlichen Regenbogen in Bruchstücken, weil die Luftbewegung den Gang der Traufen und Staubwolken in jedem Augenblick verändert, gleich leibhaftigen Geistern über dem Wasser.

Genug jetzt von der Liechtenstein-Klamm!

Eine Fahrt mit der Giselabahn führt uns nicht nur vom ebenem Lande aus zu stets bedeutenden Erhebungen und Schaustücken, sondern auch aus jungen Bildungen der Erdkruste zu immer älteren. Draußen waren wir zuerst im Alluvium und Diluvium, dann geriethen wir in den Trias-Kalk und hier stecken wir schon zwischen Grauwacke,

Gneis und krystallinischen Schiefer. In letzterem Gesteine setzen wir die Fahrt nach Lend fort, wo sich das Gasteiner Thal öffnet — gleichfalls zunächst in einem schmalen Felspalt, aus welchem ein Wasserfall gerade gegen den Schienenweg hervorbricht. Er wird herkömmlich von den Waggonsestern aus mit Ah! begrüßt. Für nicht wenige „Hochgebirgsreisende“ ist dies der einzige Wasserfall, den sie überhaupt zu sehen bekommen, denn Locomotivrauch und Stürze des Gletscherwassers passen nicht gut zusammen.



Parthie aus der Kiploch-Klamm.

Für mich als Person bringe ich, während ich dies niederschreibe, eine Elegie auf die längst vergangenen Tage an, in welchen ich zu Lend saß und Monate lang in den Pausen meiner Arbeit auf die üppigen Auen hinausjah, zwischen welchen die Wellen der Salzach gingen. Kein Mensch dachte an eine Eisenbahn. Wie schön war das wilde Dickicht am linken Ufer! Jetzt ist der Gang eine tühle Böschung und — doch was kümmert das Alles den Leser?

Unser Künstler hat sich, wie es scheint, den Schienenweg als den Faden eines Rosenkranzes vorgestellt, an welchen die Schaustücke, die er abbildet, die Kugeln sind. Einer solchen Hauptkugel begegnen wir stromaufwärts bald jenseits Lend, wenn der Zug unmittelbar vor einem Tunnel hält. Daneben befindet sich die Haltestelle: Kauris-Kiploch.

Das Kiploch ist eine Klamm, die sich hier unmittelbar neben dem Schienenwege öffnet. Mancher glaubt, hinlänglich den weisenden Sternen seines Reisehandbuchs gehorsam gewesen zu sein, wenn er den Liechtenstein-Klamm die vorgeschriebenen paar Stunden „geopfert“ hat. Er befindet sich im Irrthume. Dieser Schlund, Kiploch, durch welchen, wie dort die Wasser des Thales Großkarl, so hier die von Kauris zum Hauptstrom vordringen, erheischt gebieterisch einen Besuch. Es ist etwas ganz Anderes.

Die Hochthäler der Tauern muß man sich als Becken vorstellen, welche nach der Glacial-Zeit, also in der Diluvial-Periode, mit Wasser angefüllt waren. Dieses Wasser fand seinen Abfluß über den trennenden Bergwall hinweg nach dem viel tiefer gelegenen Hauptthal der Salzach. Das abfließende Wasser aber, welches schließlich des Höhenunterschiedes wegen einen die Salzach unmittelbar treffenden Sturz bildete, rieb seine Unterlage auf. Die Wasserfälle sägten sich zurück, wie überall. Das ist die Ursache der Klammenbildung.

Bei einigen dieser Tauernthäler, die sämmtlich im rechten Winkel auf die Salzach münden, ist diese Zurückfägung weit rückwärts in das Thal hinein gediehen, bei anderen ist sie bis auf den heutigen Tag nahe am Hauptfluß stehen geblieben.

Das Thal Mauris gehört zu denjenigen, in welche das stürzende Wasser mit seiner nach rückwärts schreitenden Aufhebung des Niveauunterschiedes schon ziemlich weit hinein gegriffen hat. So ist also das Kliploch ein Corridor, bis zu dessen Ausgang man vom Beginn der durchsägenden Felsen an weiter zu gehen hat als in den Liechtenstein-Klammen, wenn man zu dem nothwendigen Finale, dem Wasserfall, gelangen will.

Ein Maler wird mit diesem Corridor mehr anzufangen wissen als mit dem unheimlichen Schlund von Großarl. Wirkt der letztere auch, um ein modernes Wort zu gebrauchen, sensationeller, so wird man der Mündung des Thales Mauris den Preis der Mannigfaltigkeit lassen müssen. Auch hier giebt es einen Tunnel und eine „Brücke, welche stäubet“, die sogenannte Schreckbrücke. Aber dazu sind weite Kessel, bunter Pflanzenwuchs, vielfältige Wasserspiele beigegeben. Noch einen praktischen Rath füge ich hinzu. Die beiden Schänken am Zusammenflusse der Mauris mit der Salzach, die eine an der Schwelle der Schlucht zwischen den beiden Wassern von einem Felsen überragt, die andere weiter oben am Hang, lassen guten rothen

Etschländer fließen, der auf das viele graue Eiswasser nicht verachtet werden soll.

Das Kliploch ist nicht ein bloßes Schaustück für die Sommergäste. Durch dasselbe führt zugleich der Weg in das wunderfame Hochthal Mauris. Auch die Golderze vom „Kolben“ hinten am Goldberg, den ewiges Eis bedeckt, werden hier in Ledersäcken durchgeschleift. Wer ins Thal Mauris kommt, der begrüße es mit Andacht. Wenn die Leute wüßten, wie einsam und schön sich im Sommer in dem alten Marktflecken lebt — nur einmal die weißen Häupter im südlichen Halbrund gesehen hat, der kommt wieder. Das Wasser, das tobt, der Hohen Nar, der Sonnblid, der Goldbergtauern, die stillen Menschen werden ihn einladen. Man komme schon in den nächsten



Bild in's Fuschertal.

Jahren, denn späterhin droht elektrische Beleuchtung, und was dazu gehört, dem Kliploch und seinen Fälen.

Das nächste Parallel-Thal von Mauris, die Fusch genannt, dessen Öffnung man bei der Station Bruchfusch erreicht, hat meine Empfehlung längst nicht mehr nöthig. Dort oben, 1230 Meter über dem Meer,

ist ein hochberühmtes Kaltbad, das „Fuscher-Bad“ genannt. Kühle Luft weht und hinten ragen die Gletscher. Im Vordergrund aber machen sich, auf Brettern an Bäume angenagelt, mit hebräischer Zudringlichkeit Verse des Wiener Poeten Frankl bemerkbar. Sie sollen Stimmung machen für den tiefen Thalgrund und die lichten, silbernen Höhen. Der Bärenwirth, die Ferleiten, das Heiligenbluter Hochthor und die Pfannschatre haben längst guten Klang in den Ueberlieferungen unter Alpenwanderern. Noch mehr aber bieten die alten Gold-Sagen und die Märchen von den gespenstigen Gestalten der Berge.

Die Bahn kümmert sich um all das nicht. Sie geht den niedrigsten Ausweitungen nach, folgt den Kinnsalen, die nach dem Gesetz der Schwere das Gleiche thun und strebt der Richtung zu, die durch das Becken des Zeller-Sees sich mit einem Mal hinter den Engpässen des Gebirges aufthut.

Als Markstein, daß hier Regionen mit stärkerer Besiedelung und regsamem Menschenverkehre erreicht sind, steht Schloß Fischhorn da, welches, nachdem es sieben Jahrhunderte hindurch allgemach verwitterte, vom Fürsten Lichtenstein mit neuem

Glanze belebt wurde. Es ist eine der merkwürdigsten alt-neuen Burgen des Alpenlandes, nicht nur durch Ausrüstung und Schmuck, sondern auch durch die ahnungsvolle Schönheit der Eiswelt, die in seine Fenster hinabschaut.

Vor der Schwelle des Glücks.

Novelle von Frida Schanz.

Du fragst mich, Liebste, ob mein Herz von jeder Reizung frei geblieben ist, ehe Du es Dir ganz und für ewig zu eigen gemacht hast. Ganz unberührt denn doch nicht; denn ein liebes, halb-verblichenes Bild trage ich seit zehn langen Jahren darin. Deine Schönheit und Güte gehörten dazu, den wehmützig lieblichen Schatten zu besiegen! — Darf ich Dir eine kleine Geschichte erzählen, mein Lieb?“

Das Mädchen, zu dem diese Worte gesprochen waren, lehnte die Wange traulich an die Schulter ihres Verlobten, neben dem sie auf den dämmerhellen, nieder- und schwarzdorn-überdachten Gartenwegen dahinschritt.

„Siehst Du,“ sagte er, nachdem er die seine Hand geküßt hatte, welche die seine zum Zeichen zärtlichen Einverständnisses drückte, „es giebt Stunden, welche die weittragendsten Erlebnisse im engen Rahmen zusammenfassen und der Erinnerung auf diese Weise ein immer scharfumgrenztes Ganzes, ein bis in die fernste Zeit deutlich erkennbares, hell beleuchtetes Bild abgeben. Was ich Dir jetzt erzählen will, ist die Geschichte eines Nachmittags.

Du weißt, daß meine Jugend nicht, wie die Deine, in Glanz und Glück verfloß. — Die kleine, nordböhmische Stadt, in der mein Vater, den die Landwirtschaft um sein Vermögen gebracht, nun eine armfelige Verwaltungsstelle inne hatte, drückte unseren Verhältnissen ein kleinliches, unerfreuliches Gepräge auf. Ich konnte von Glück sagen, daß mein Onkel, der seinen einzigen Sohn verloren, mich im zehnten Jahre nach Wien nahm, um mich studiren zu lassen. Und doch — so unfernlich mir der ärmliche Heimathsort bisher immer erschienen war, so lieb ließ mich nun das Heimweh ihn gewinnen. Des Vaters Vorzüge vollends sah ich erst ganz ein, als ich nicht mehr bei ihm war. Er erschien mir nun, wie aus dem Hintergrund seiner Umgebung hervorgehoben, viel zu gut und vornehm für den geringen Wirkungskreis. Den Ferien, die ich bei ihm zubrachte, sah ich stets mit freudigem Herzklopfen entgegen. Die

bescheidene Wohnung des Vaters, die ihm seine böhmische Magd nicht sonderlich sauber hielt, schien mir mit ihrem durchdringenden Tabaksdunst, dem Geklaff der Dachse und der schlanken Windhündin, die ihm aus besseren Tagen treu geblieben waren, mit den Pfeifencollectionen und den lieben bekannten Bildern an den Wänden doch das Trauteste, was sich denken läßt. Der Vater vergalt mir meine Zuneigung, die erst in der Fremde so deutlich erwacht war, mit rührender Zärtlichkeit, wie er überhaupt als hervorragendes Merkmal seines im Ganzen schwachen, lentfamen Charakters etwas Ueberquellendes, Liebebedürftiges an sich trug.

Wenn wir, von den drei Hunden begleitet, am Sonntag Morgen durch das unvergleichlich reizende bergige Waldgebiet, das sich in der Nähe unseres Städtchens zu beiden Seiten der Eger ausbreitet, irgend einem schönen Landschaftspunkte zuwanderten, so ging uns Weiden in Liebe und Naturfreude das Herz auf, und wir sind oft streckenweit, innig umschlungen, ein altes, bewegliches Volkslied singend, dahingeschritten.

Das alles wurde anders, als es dem Vater, etwa in meinem siebzehnten Lebensjahre, einfiel, den Platz meiner guten, früh gestorbenen Mutter einer anderen Frau einzuräumen. Er hatte im benachbarten Karlsbad, wohin er in Geschäften häufig zu wandern pflegte, ein norddeutsches Fräulein kennen gelernt, die im Hause von Bekannten ein Zimmer gemiethet hatte, um die Sprudelkur zu gebrauchen. Sie speiste am Tisch ihrer Wirthin, kam dadurch mit meinem Vater zusammen, lernte seine Verhältnisse kennen und mochte an seiner noch immer stattlichen Erscheinung, seinem guten, von weichem, braunem Bart umwallten Gesicht und den treuen Augen Gefallen finden. Sie ließ ihn mit berechnetem Zutrauen Einblicke in ihre Lage thun, offenbarte ihm gesprächsweise, daß sie trotz trüber Herzenserfahrungen ihr Schicksal noch nicht für abgeschlossen halte und nicht engberzig genug sei, um das Vermögen, das ihr nach der Auflösung eines ererbten Geschäftes geblieben, nur zu eigenem Behagen zu verwenden.

Meinem guten Vater mochten die trauten Bilder früh verlorenen Familienlebens lockend vor Augen stehen; die Möglichkeit, neue Ordnung und neues Behagen gewinnen zu können, verwirrte ihn so, daß er es vergaß, die kalten, grauen Augen des Fräulein Beate mit den süßen, milden Sternen zu vergleichen, die aus dem Bildniß meiner todtten Mutter noch immer auf seine Lagerstatt herniederlächelten. Er bot dem Fräulein seine Hand an und ließ sich, da sie ihm ihr Jawort wie eine Gunst verlieh, zu derselben Auffassung der Dinge bestimmen.

Von nun an war es mit den glückseligen Ferienzeiten aus. Eine musterhaft peinliche Ordnung herrschte im Hause, die Pfeifen und die lieben Bilder verschwanden, und die ausdruckslosen Gesichter unbekannter, philiströser Gestalten lächelten anspruchsvoll aus Strohblumenkränzen von den Wänden nieder. Der gemüthliche Tabaksgeruch war einem durchdringenden Duft von schlechtem Kaffee und Scheuerseife gewichen, die guten Dachse waren verschwunden und Diana lag im Hofe an der Kette. Von dem einzigen Fenster, das unser Haus nach Osten und also nach den waldigen Strecken des Egerberglandes sandte, war des Vaters Schreibtisch hinweg nach der Längswand des Zimmers transportirt worden; an seiner früheren Stelle stand nun auf einem weißgefeuertem Tritt ein Nähtisch mit Anäueln und zerrissenen Wäscheftücken überdeckt, und von dem lieblichen Landschaftsbild, das meines Vaters Entzücken gewesen war, hob sich nun meist das scharfgezeichnete Profil meiner »Stiefmutter« ab.

Das Alles erzähle ich Dir, um Dir die Ergebnisse eines Nachmittags besser verständlich zu machen.

Es war ein dunstiger, beklemmend warmer Tag in der Mitte des Sommers, etwa drei Jahre nach der Wiederverheirathung des Vaters.

Die Mutter saß mit ihrem dicken, kleinen Buben noch bei Tisch, weil der verzogene Schlingel vor Geschrei und Unart, mit denen er den Anderen die Bissen würzen mußte, während der eigentlichen Mahlzeit nicht zum Essen kam. Der Vater lehnte, das Prager Abendblättchen studierend, auf dem steifen Sopha an der Wand und ich selbst sah mißmuthig vom Fenster aus, die lange, enge Straße entlang, dem Postboten entgegen, der eben daherkam.

„Gieb her,“ rief mir die Mutter zu, auf den Brief deutend, den der freundliche Graukopf mir einhändigte. Sie correspondirte viel mit den norddeutschen Verwandten und trug das Bewußtsein, die meisten Briefe von uns Allen zu empfangen, mit einer gewissen Wichtigkeit zur Schau.

„Er ist an den Vater,“ sagte ich deshalb mit heimlichem Triumph, dem guten Alten das gelbliche, fein beschriebene Couvert hinüberreichend.

Mit schlecht verhohlener Neugierde schielte sie nun, während sie dem Jungen die Bissen zulöffelte, nach dem Sopha hinüber, immer gespannter, da der Vater länger, als er zum Lesen nöthig hatte, auf das Papier starrete und auf seinem ehrlichen Gesicht Nührung, Nachdenken und eine gewisse unschlüssige Verlegenheit zugleich wieder spiegelte.

„Nun, was giebt's?“ klang es endlich scharf durch das Schweigen.

„Da lies selbst, Beate,“ sagte der Vater, indem er ihr den Brief reichte und zugleich, mit den nassen Blicken durch's Zimmer irrend und der in meinen Augen geschriebenen Frage begegnend, mir mit den Wimpern winkte, ihm nach dem Gärtchen zu folgen.

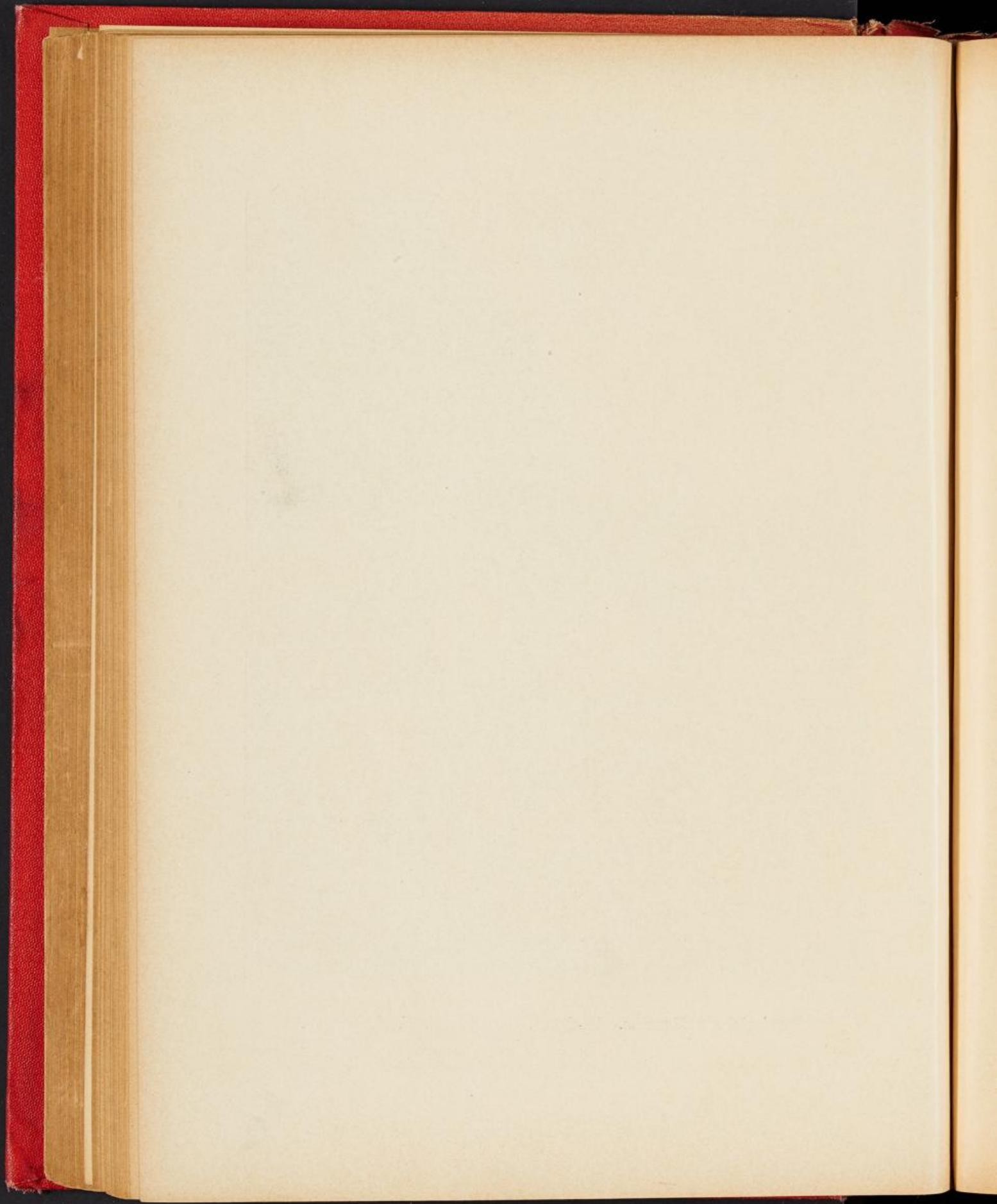
„Liebster Gott, Volkmar, das wird einen Kampf geben,“ sagte er draußen. „Aber sie mußte es wissen und muß entscheiden.“

„Was ist es nur?“

„Eine seltsame Geschichte. Erinnerst Du Dich des blassen Bildes, das früher über dem Spinde hing, des schönen Weibes im Zigeuneranzug? Es war die Cousine Deiner Mutter, die sich, wie Du weißt, in den jungen Theaterdirector verliebte und trotz der Thränen ihrer Eltern die Seine wurde. Wir hörten noch oft von ihr, wie sie bei allem dem glänzenden, wechselnden Glend so glücklich sei und den Schmuck und Stern der elenden Wanderbühne bilde. Nun ist, seit der Tod Deine Mutter schweigen ließ, auch jede Auskunft von ihr ausgeblieben, und ich hätte das arme Ding wohl selbst vergessen, wenn ich nicht ihr Bild, das Beate von der Wand heruntergenommen, in mein Schreibtischfach zu den Photographien Deiner Mutter gelegt hätte, wo ich es öfters sehe. Ich hielt sie für gestorben, aber der Brief sagt mir, daß sie bis vorige Woche gelebt hat, freilich in unsäglichem Glend. Ihr Mann ist schon seit Jahren mitten auf der Bühne von einem Herzschlag betroffen worden, und Marie, die bei seiner Leitung eine gute Darstellerin geworden ist, hat noch unter der Direction seiner Nachfolgerin mit ihrer Kunst sich und ihrem Kinde das Leben gefristet. Die Truppe ist in Oesterreich, Galizien und Ungarn umhergezogen und hat erst vor einem Vierteljahr wieder das Egerland aufgesucht. In Harlaffen, droben im Gebirge, spielten sie zuletzt, und dort ist es mit der Armen zu Ende gegangen. Im Grunde darf's einem nicht leid thun, daß sie auf dem schönen Bergfriedhof von ihrem kargen Leben ausruhen darf. — Aber das arme Kind! — Volkmar, denke Dir, wir sollen es nehmen! Die Marie hat es ihr vor dem Tode an's Herz gelegt, daß sie mir schreibe. Ihr schien es eine Fügung Gottes, daß sie hier in unserer Nähe zum Sterben kam, und da ihr die Wirthin von meiner Heirath erzählte, phantastirte sie im Fieber von der freundlichen,



Der Brief aus Amerika. Nach dem Gemälde von F. Kallmorgen.



lieben Frau, die ihrem Mägdelein nun Mutter sein werde.“

„Wo seid Ihr?“ scholl es in diesem Augenblick in gereiztem Ton vom Gartenthore her.

„Hier, hier, Beate,“ rief der Vater freundlich. Er stand von der niederen Bank auf und schritt gebückt unter dem wilden Nebengehänge hinweg, welches die Laubpforte umwucherte, der Mutter entgegen. Ich sah, wie er ihre Hand faßte und ihr mit thränenden Blicken in's Antlitz sah.

Sie aber schien nichts von seiner Nührung zu bemerken. „Bolkmar muß noch heute nach Harlassen. Das wäre schön, wenn die Truppe weiterzöge und das Mädchen zurückließe,“ sagte sie. „Es ist unglaublich unverschämt! Diese Zumuthung der Comödiantenfrau! Als ob wir nicht selbst Noth hätten, um satt zu werden!“

„Sei barmherzig, Beate! Gott lohnt dir's!“ sagte der Vater gepreßt. „Wir können ja die Magd fortschicken. Das Kind ist über 15 Jahre alt und verspricht, fleißig zu arbeiten.“

„Das wird was schaffen!“ höhnte sie dagegen. „Das Theaterprinzessen! Warum will sie denn nicht mit der Truppe weiterziehen?“

„Weiß Gott, warum es die Sterbende nicht wollte,“ brachte der arme Vater hervor.

„Warum!“ rief ich da, aus der Laube hervortretend und mich ordentlich kampfgemuth vor der Mutter aufpflanzend. „Weil jede Blume in giftiger Sumpflust erstickt und sterben muß! Herr Gott, Mutter, ist es Dir um den Bissen Brod zu thun für die Waise? Erschüttert es Dir nicht das Herz, daß Dir's anheim gegeben ist, sie vielleicht noch rechtschaffen und glücklich werden zu lassen?“

Auf diesen Verzweiflungsschrei hatte die Frau keine andere Antwort, als ihr schrilles, böses Lachen. Sie wußte, daß ich immer geschlagen war, wenn sie zu lachen begann und freute sich ihres Sieges.

Eine Stunde später war ich auf dem Wege nach Harlassen, um dem Comödiantenkind zu sagen, es möge getroßt mit der Truppe weiter wandern, und um ihm klar zu machen, daß es ein ödes, farbloses Glend gäbe, das noch viel drückender sei, als das flitternbunte, in dem es aufgewachsen.

Der Wunsch, Harlassen noch früh am Tage zu erreichen, hatte mich den directesten Weg, die sonnige, staubüberdeckte Landstraße wählen lassen, die, zu beiden Seiten von jungen Eschen spärlich überbrückt, zwischen den erntereifen Fluren dahin, und hier und da durch eins der armseligen Dörfer und Städtchen hindurchführte, mit denen der Nordwesten Böhmens übersäet ist. So oft die Chaussee, die sich fortwährend hob und senkte, einen Blick in die Weite freigab, stand ich still und suchte den kleinen Ort, dem ich zueilte, mit den Blicken an der fer-

nen, wohlbekanntem Berglehne auf. Trotz der eigenthümlichen, weißstimmernenden Dichte der heißen Luft, welche die blauen Grenzen des Hügellandes mit dem Himmel verwob, ließ mich ein grell aufflackerndes Blitzen, das von einem die Sonnenstrahlen spiegelnden Fenster, Gestein oder Gewässer auszugehen schien, die gesuchte Stelle immer wiederfinden.

Um die Vesperstunde war ich ihr nahe. Mit glühendem Gesicht stand ich vor der letzten Windung der Straße still, von welcher ein schmaler Fußpfad sich quer über den Gemeindeganger hinweg und durch ein sommerbuntes Gärtchen hindurch nach der Hintertür des Gasthofes zweigte. Theils um meinen Weg zu kürzen, theils um den Blicken der vor der Einfahrt jetzt zum Vespertrunk versammelten Bauern zu entgehen, schlug ich diesen schmalen Steig ein. Zufällig irrte mein Blick an der Wand des Hauses empor und haftete auf einem offenen Fenster, — demselben, in dessen zurückgeschlagenen Flügeln ich die Sonne von weither hatte blitzen sehen, — und aus dem sich jetzt ein junges, verweintes Mädchen Gesicht erwartungsvoll mir entgegenbog. Unwillkürlich nickte ich und zog den Hut.

Da ging ein sonniges, befreiendes Leuchten über die müden, schönen Züge, ein feuchtes Tüchlein flatterte als Willkommenruß über den glutverfengten Geranienstöcken des Simses, und eine Secunde später entschwand die kinderzarte Gestalt aus dem stimmernden Rahmen. Als ich in den Garten trat, flog sie mir entgegen, — schlank, übergroß für ihr Alter und über alle Begriffe reizend in dem armen, schwarzen Röckchen und in dem dünnen, vergrauten Brusttuch von Trauerflor.

„Nun bist Du doch gekommen, Vetter,“ sagte sie, indem sie meine Hand mit ihren blaffen, weichen Fingern umschloß. Sie wollte mehr sprechen, irgend etwas Liebes, Dankbar-Frohes, denn um ihren Mund zuckte es so lieblich, und in ihren feuchten Augen lag etwas, das einem Dankgebete gleich. Aber die Erinnerung an ihre Trauer, an ihr frisches, heißes Weh, brach dem wehmüthigen Glück, das in ihr aufstatterte, sofort die Schwingen. Erschüttert barg sie ihr Gesicht in den Händen, und da ich ihr, selbst von der Stimmung des Augenblicks übermannt, beruhigend und losend über den dunkelblonden Scheitel strich, sank ihr leichter Körper an meine Brust und ihre zitternden Lippen flüsterten: „Verzeih mir, daß ich weine, gleich, gleich bin ich still! Ich bin ja so froh, daß Du gekommen bist!“

Mit merkwürdiger Beherrschung richtete sie gleich danach den Kopf empor, strich die Tropfen aus den Augen und nestelte an den Falten des Busentuchs, das sich bei den heftigen Bewegungen zerdrückt und verschoben hatte.

„Glaube nicht, daß ich es so forttreibe,“ sagte sie mit wunderbarem Thränenlächeln. „Es ist jetzt alles noch so neu, weißt Du. — Komm, jetzt ist gerade Niemand in der Kammer droben, sie vespern vor der Thür. Ich habe noch ein Fläschchen mit Fruchtjaft, das mir die Pfarrersköchin für die Mutter gab. Damit will ich Dich erfrischen, die- weil ich meine Sachen rüste. In einer Viertelstunde können wir wandern.“

Innerlich wund und weh, folgte ich ihr nach. Oben wollte ich es ihr sagen, daß unser Haus keine Heimstätte für sie habe.

„Wie heißt Du denn?“ frug ich, als wir die hölzerne Treppe emporstiegen.

„Hermione,“ sagte sie leise, wie verschämt. „Ob Deine Mutter den Namen leiden mag? Er ist so fremd, — kein christlicher Name, sagt die Pfarrersköchin. Weißt Du, Dein Mütterchen kann mich ja anders nennen, Julie oder Johanna oder auch Marie, wie die Mutter hieß.“ —

Schon wieder wollte ihre Stimme in Schluchzen sterben, aber mit aller ihrer Kinderkraft kämpfte sie gegen den Schmerz.

„Weißt Du, Deine Mutter denke ich mir gar zu lieb, just so wie die meine,“ begann sie wieder.

„Wie lange ist denn die Deine todt?“ frug ich ablenkend.

„Ach, rede mir jetzt nicht davon, ich möchte so gern stark sein,“ bat sie zitternd. — „Siehst Du, da in der Kammer wohne ich mit der Hanni und der langen Cläre zusammen, seit die Mutter — — Ach Gott, ich komme immer wieder darauf. Komm schnell, daß ich fertig werde, ehe die Andern wiederkehren.“

Sie öffnete die Thür und ließ mich vor sich in das schmale, heiße Zimmer treten, in dem die drei dem Sonnenschein ausgesetzten, mit groben Laten überdeckten Strohschütten einen eigenen, an die Scheune mahnenden Dunst verbreiteten.

„Setze Dich auf mein Bett, ich möchte die Sachen da nicht wegnehmen,“ sagte sie, auf den einzigen Stuhl deutend, auf dem ein Haufen bunter, zerrissener Theatergarderobe ausgebreitet lag, „Du bist gewiß müde.“

„Nur ein wenig heiß, ich bin sehr schnell gegangen. Ich wollte so gern eintreffen, ehe Ihr weiterwandert, um mit Dir zu reden,“ erwiderte ich, fest entschlossen, ihr nun alles zu gestehen. Aber mit rührender Unbefangenheit fiel sie mir in's Wort.

„Ach, wenn ich doch Worte wüßte, die Dir meinen Dank schildern könnten! Ja, heute Abend wäre es zu spät gewesen. Wir wollten zum Markt nach Eger ziehen. Wie entsetzlich war die Aussicht für mich, noch länger mit den Andern zusammen zu sein! Ich habe schon so oft Schläge be-

kommen, weil ich nicht spielen kann. — Und jetzt erst mit der Trauer im Herzen! Wie verlauchten sie mich immer, wenn ich Scherze sprechen sollte und dabei zu weinen begann. Sie sind Alle so grausam, so laut, so schmutzig, — und noch schlimmer ist es, wenn Einer freundlich ist.“

„Es ist vielleicht noch nicht das Schlimmste, was es auf Erden giebt, bei ihnen zu sein.“

„Noch nicht?“ Sie sah von der kleinen, bunten Lade, vor der sie kniete und in die sie Stück für Stück von ihrer und der todtten Mutter armseliger Garderobe legte, erschrocken zu mir empor. —

„Ach ja, Betteln und Stehlen, das ist vielleicht noch schlimmer,“ sagte sie dann, wie sich besinnend, mit tiefem Seufzer. „Davor bat ich Gott, mich zu behüten, so oft ich in den letzten, schrecklichen Tagen daran dachte, ihnen zu entlaufen, wenn Ihr mich nicht wolltet. — Nun bist Du da, nun ist alles gut!“ —

Wie sollte ich ihr den Schmerzstoß beibringen?

Nun legte sie das abgegriffene Gebetbuch, zwischen dessen Seiten unzählige Heiligenbilder und getrocknete Blumen hervorsahen, zu oberst in das Köfferchen und den Rosenkranz von braunem Holz daneben. Darauf schloß sie den Deckel und hob das leichte Ding in die Höhe.

„Hilfst Du mir ein wenig tragen?“ frug sie sanft.

Da trat die Unmöglichkeit, sie mit mir zu nehmen, erbarmungslos vor meine Seele.

„Kind,“ sagte ich, „liebes, armes Ding, laß mich Dir noch ein Wort sagen. Du bist so tapfer und hast bei aller Jugend schon so brav dulden und harren gelernt —“

Mit welchem verklärten Leidensausdruck sie nun die schönen, sammetbraunen Augen zustimmend und erwartungsvoll auf mich richtete, kann ich nicht beschreiben.

Wir blieben beide eine Secunde lang still, sie träumerisch sinnend, ich zögernd, mit meinem ungestümen Herzschlag kämpfend. Da kam die Entscheidung von unerwarteter Seite. Ein schlürfender Tritt näherte sich von draußen der Kammerthür, dann klang des Mädchens Name ein paar mal leise, von einer widerlich süßlichen Diskantstimme geflüstert, zu uns herein, und da Hermione kein Wort zurückgab, nur, wie von Schreck gelähmt, die gefalteten Hände schlaff herabsinken ließ, öffnete sich die Thür und ein bartloses Männergesicht, mit verschwommenen, blassen Zügen, lugte vorsichtig spähend herein.

Als die hellen stehenden Augen mich gewahrten, machte das begehrlche Lächeln, das die schmalen Lippen umspielte, einem hämischen Ausdrück Platz. Die ganze lange schlotternde Gestalt,

die sich traurig genug in dem verschoffenen Sammetanzug ausnahm, hob sich nun mit feierlichem Zambenschritt durch die halbgeöffnete Thür ins Zimmer.

„Aha, in Gesellschaft? Gewöhnt sich das Täubchen die Sprödigkeit ab?“ höhnte der widrige Gesell, indem er ein zerbrochenes Glas, das ihm am breiten Bande um den Hals hing, in's Auge klemmte. „Wer sind Sie, mein Herr, wenn ich fragen darf?“

„Wer giebt Ihnen das Recht —?“ begann ich trozig, ehe ich aber mehr sagen konnte, slog das Mädchen stürmisch auf mich zu, preßte ihre Hand auf meinen Mund und sah mir mit zitternder Erregung ins Angesicht.

„Sage kein Wort, Better, um Gottes Willen kein Wort zu ihm! Er ist zu schrecklich, zu niedrig, er ist es nicht werth, daß Du mit ihm sprichst. Laß ihn, und komm! Nur fort, nur fort! O Gott, ich bin ja frei, es hat ja nun alles ein Ende.“

Ohne den Blaffen, der sich mit blasirtem Hohn und doch unverkennbarer Verlegenheit auf den Hacken seiner buntgestickten Hausschuhe umdrehte, nur eines Blickes zu würdigen, zog sie das Flortuch, das ihre Schultern bedeckte, über das Haar, nahm ihr Köfferschen vom Boden auf und stand nun, fertig zum Gehen gerüstet, da.

Daß sie hier in der That nicht bleiben konnte, war mir nun klar geworden. Der letzte Augenblick hatte mir das Furchtbare ihrer Lage ganz entschleiern.

Entschlossen nahm ich ihr die kleine Bürde aus der Hand und murmelte ein: „In Himmels Namen!“ zwischen den Zähnen. Sie sah noch einmal mit wehmüthigem Ernst umher und dann überschritten wir zusammen die Schwelle, die Brücke zwischen dem gewissen jetzigen Elend und dem künftigen ungewissen.

„Komm durch die Hinterthür, ich will den Leuten nicht adieu sagen, ich kann es nicht,“ sagte sie drunten, auf den bunten Schwarm deutend, der sich auf den Bänken vor dem Eingangsthor mit frechem Lachen und Kreischen breit gemacht hatte. „Nur der Wirthin drücke ich noch die Hand. Geh Du voraus!“

Während sie in das Gastzimmer huschte, ging ich über den Ager nach der Landstraße zu. Nun ich allein war, fühlte ich erst das Gewicht der Verantwortlichkeit, die auf mir lag, dabei aber auch das stolze Glück, daß ich recht gethan habe und daß Gott mir weiter helfen müsse.

Ich beschloß, das Mädchen mit mir zu nehmen und im Gasthof warten zu lassen, bis ich die Mutter vorbereitet habe. Es mußte mir gelingen, sie zu erweichen. Eine lebendige trozige Kampflust gegen die Härte des Geschicks flammte in mir empor. Ich wollte alle freien Stunden mit Unterrichtsarbeiten ausfüllen, um durch den blanken Erlös meiner

Mußezeit die Mutter mit dem Dasein des Waisensmädchens auszuföhnen. Wie zum Schwur hob ich die Hand gen Himmel.

Da legte sich der schlanke, bloße Arm des Mädchens um meinen Hals, und ihre süßen, thränenüberströmten Augen sahen wie verklärt in mein flammendes Gesicht.

„Thut es Dir so weh, daß es mir schlecht ging?“ sagte sie sanft. „Denke nicht mehr daran! Wir wollen nun Alles vergessen und glücklich sein!“

„Du hast Recht!“ antwortete ich. „Recht glücklich! Der bösen Welt zum Trost.“

„Das Böse liegt nun hinter mir,“ meinte sie ruhig. „Ist es nicht sonderbar, daß ich es genau, ganz genau wußte, Du werdest kommen? Sie glaubten es alle nicht. Ich war so ganz davon durchdrungen, daß ich eine Stunde vorher auf den Kirchhof ging, um von der Mutter Abschied zu nehmen.“

„Liebes Geschöpf!“

„Weißt Du, ich will nun alles hinter mir lassen, alle Trauer, alles Weinen! Ich weiß, daß es Euch weh thäte, wenn Ihr mich bekümmert sähet. Ich will mich an Eurem Glück und Eurer Güte sonnen. Nur in stillen Nächten noch will ich meinem toden Mütterchen leben. — Glaubst Du, daß ich allein schlafen darf?“

„Ich weiß es noch nicht. Vor der Hand wollen wir die ersten Stunden Deiner Freiheit durch einen schönen Weg feiern. Wir gehen quer durch den Wald nach Maria-Kulm und von da berglein nach der Eger hinab. Dort setze ich Dich über und führe Dich an der Liebau hin durch's Thal nach Haus.“

Um ihr die Zeit glücklicher, erwartungsvoller Ungewißheit zu verlängern, hatte ich den längsten Weg gewählt. Es war Vollmondszeit und hatte nichts auf sich, wenn wir in die Nacht hinein geriethen. Ich hatte dann den besten Vorwand, um meinen armen Schützling für's Erste nach dem Gasthof zu bringen.

So machte der Gedanke an die schöne Wanderung, der Hermione entzückte, auch mich froh und getrost.

Munter plaudernd gelangten wir durch die brauende Sommerchwüle nach Maria-Kulm, der alten Stadt, deren vielthürmige Wallfahrtskirche festungsgleich in die Lande herniederschaut.

Während wir uns im Gasthof zu schmalen Imbiß niedersetzten, begannen die Glocken ihr vielstimmiges Abendgeläut, das in so dichter Nähe, in der drückenden, immer noch von greller Gluth durchzitterten Luft etwas Ahnungsvolles, Unheimlich-Drohendes hatte.

„Es ist sonderbar, ich kann nicht beten,“ sagte Hermione, die ihre Hände fromm gefaltet hatte.

„Mir ist es, als grolle von fern der Donner, auf den ich lauschen muß, in das Aue hinein.“

Als das Läuten verhallte, rüsteten wir uns zum Weitergehen.

„Habt's weit?“ fragte die Wirthin, als wir ihr die Beche entrichteten.

„Bis nach K. . . . durchs Liebenthal hinauf.“

„Dann heißt's zulaufen oder die Nacht hier raften. Drüben steht ein schweres Unwetter. Wer vor dem Regen nicht über's Wasser kommt, kann heut überhaupt nimmer drüber.“

In der That grollte es schon drohend von Westen herüber.

„Wir wollen eilen!“ sagte das Mädchen fröstelnd.

„Ich kann es nicht erwarten, daheim bei Euch zu sein.“

Ein Stück führt der Weg von den letzten Häusern der Stadt auf der Höhe des Bergkammes zwischen armseligen, schräg abgedachten Feldern hin, deren magere Ackerkrume nur verkümmerte, spärlich stehende Halme zeugt. Aber über diese am Wege liegende Kümmerniß hinweg sieht man ringsum fast frei in die ausgebreitete Pracht einer unvergleichlich schönen Landschaft hinein. Die waldumsäumten Bindungen des Egerstroms prägen eine klare, schlanke Linie in die weithinaus stuhenden Wellen des niederen, mit schönen Feldern und Forsten überkleideten Berglandes. Das wechselnde Licht einer mit schwerem Gewölk kämpfenden Abendsonne gab dem reichen Bild etwas fremdartig Wunderbares.

„Zeige mir unsre Heimath.“ bat Hermione, als wir andächtig schauend still standen, ehe der Feldpfad sich zum Walde hinabsenkte.

„Du siehst sie jetzt nicht; sie liegt hinter dem Waldstreifen, den der Wolfenschatten bedeckt.“ —

Zwischen Moos und rissigen Baumwurzeln, von dem Gezweig ernster Niesenfichten überdacht, schritten wir nun thalein. Fast schroff fällt der Bergwald zum Flusse hinab. Wir sahen das feurige Geleucht von draußen noch zuckend in die Dämmerkühle hereinblitzen, dann aber plötzlich verlöschen, als hätte ein massiges Wolkenungethüm den Feuerball verschlungen. In den Wipfeln über unsern Häuptern begann es zu gleicher Zeit leise aufzurauschen, ein feiner Regen von spitzen Fichtennadeln rieselte hernieder, und plötzlich zuckte aus der über dem Walde aufsteigenden Wolkenwand eine leuchtende Zackenlinie über uns hin. In raschem Aufeinander wechselten nun Donnerschläge und neue Blitze.

Todtenblaß, aber mit ruhig lächelnden Lippen und klaren, weitgeöffneten Augen schritt das Kind durch die flammende Pracht des zitternden Waldes.

„Fürchte Dich nicht.“ bat ich sie, indem ich den Arm schützend um ihre Schultern legte.

„Nein.“ sagte sie und schmiegte ihren Körper leise an den meinen, „es ist alles so wundervoll,

so ungewöhnlich, wie der Anfang eines Märchens, das mit einem großen Glücke schließt.“

Wie im Einverständniß mit ihren Worten begann nun mit einem Male das eigenthümliche Aufjauchzen des Waldes, den der kühne Angriffstoß des Sturmes schüttelte. Zugleich prallten die ersten schweren Regentropfen durch das prasselnde Geäst in das trockene, lechzende Bodengestrüpp, und dem erlösenden Naß breitete sich ein süßer aufquellender Moosdust entgegen, der mir erfrischend bis in das innerste Mark des Lebens drang.

„Nun wird es doch ein wenig ernst, Volkmar.“ sagte das Mädchen, als wir unter den tropfenden Zweigen hervor auf den nassen, schwankenden Wiesenboden traten, der sich zur Thalsole der Eger hinübersenkte.

„Ich trage Dich zum Flusse.“ sagte ich zuversichtlich und doch mit heimlich süßer Scheu.

„Nein, nein.“ rief sie, leicht erröthend, „Du sollst sehen, wie schnell ich drüben bin.“

Und leicht, wie vom Sturm verweht, flog sie mit flatterndem Haar und Tuch unter dem stäubenden Regen hin bis zum Ufer hinüber.

Als ich sie erreichte, stand sie schon am Fenster der kleinen Fährhütte und unterhandelte wegen der Ueberfahrt.

Aber weder der Schiffer noch das breitschultrige Weib, das neben ihm am Fenster erschien, hatten Lust, ihre trockene Haut jetzt auf's Spiel zu setzen. So blieb uns nichts übrig, als im dumpfigen Zimmer die Laune des Himmels abzuwarten, der seiner Leidenschaft in wenigen erschütternden Donnerschlägen und grellen Blitzen genug gethan zu haben schien und nun, nur verdrießlich weiter grollend, Unmassen von Regen herunterschüttelte.

Stundenlang harrten wir vergeblich auf Aenderung des Unwetters. In gleichmäßiges Grau flossen draußen Strom- und Regennaß zusammen, und so farblos und traurig lagerte sich der Abend um das Haus, daß Hermione die Lust verlor, mit sinnenden Augen in die Einförmigkeit hinauszuträumen und schließlich vom Fenster hinweg nach der Herdbank im Hintergrunde des Zimmers schlich und die Augen schloß.

Schnell wie ein Kind nach ermüdendem Tage, war sie eingeschlafen. Der ruhige Schlummer färbte ihr das blasse Gesicht mit warmem Rosenhauch und wandelte den Ausdruck leidvollen Ernstes, den sie auch beim Lächeln nie verlor, in harmlosen Frieden um.

Dies Bildniß beruhigten Schmerzes stachelte die ganze heiße Unruhe meines Innern wieder auf. Ein Erbarmen, für das es keine Worte giebt, schnürte mir die Brust zusammen. Unthätig zu harren, wo ich ihr vielleicht doch ein freundliches Geschick bereiten konnte, schien mir unmöglich. —

So beschloß ich, den Schlaf der Waise zu benutzen, um voraus nach Haus zu eilen und das harte Herz, dem das arme Geschöpf soviel heiße Liebe entgegenbrag, durch Flehen und Versprechungen zu erweichen und auf die Ankunft Hermione's vorzubereiten. Ich bat die alten Fährleute, das Mädchen bis zu meiner Rückkehr hier zu behalten und ihr zu sagen, daß ich nach Haus geeilt sei, um die Eltern über unser Ausbleiben zu beruhigen und trockene Kleider und Schirme herbeizuholen. Dann eilte ich in die Dämmerung hinaus, band einen der beiden Rähne vom Uferpflock los und setzte ihn selbst über die Wellen. Mit Sturmschritten eilte ich dann durch den strömenden Regen neben dem Liebaubach hin das Thal entlang, dessen Mitte die nach der Heimath führende Landstraße kreuzt. In der Zeit einer knappen Stunde mag ich den Weg zurückgelegt haben.

Als ich mich unserem Hause näherte, kam mir der Vater entgegen, der schon während des ganzen Unwetters nach mir ausgeschaut hatte. In athemloser Hast erzählte ich ihm die Erlebnisse des Nachmittags. „Gott wird mir nun helfen, den Sinn der Mutter zu erweichen,“ schloß ich, „ich weiß es daß er mir helfen wird! Laß mich hinein.“

Noch heute sehe ich das hilflose, todestraurige Gesicht, das der alte Mann mir zuwandte.

„Und ich sage Dir: Du wirst sie nicht erweichen, so wenig wie diesen Stein, den ich vom Boden aufnehme,“ seufzte er. —

Und genau so ist es gekommen. — Sie blieb unbeweglich, starr und erbarmungslos, die schreckliche Frau, die ich mit dem Knaben drinnen auf dem Lehnstuhl in der Zimmerecke fand, wo mein Mütterchen vor langen, langen Jahren die ersten andächtigen Worte von Gottes allgegenwärtiger Güte zu mir gesprochen hatte. Der Giftstoff des Spottes fiel nun zündend in meine Leidenschaft. Das, was ich auf die engherzigen Worte meiner Stiefmutter erwiderte, war genug, um mir den Weg in die Heimath für immer abzuschneiden.

Wie rasend stob ich in die dunkelnde Nacht zurück über die bergige Straße, dann durch's Thal dem Strome zu. Ich wußte nicht, was ich wollte; nur eins: das Mädchen an meine Brust ziehen, ihre reine, weiße Stirn küssen, ihr alles sagen und ihr den ärmlichen Ersatz meiner heißen, mitleidvollen Liebe für die erträumte Heimath bieten. Was mit uns beiden geschehen sollte, war mir gleich. Das nur fühlte ich: was ich künftig thun würde, sei es arbeiten, dulden, hungern oder betteln — das sollte für sie sein!

Fern noch vom Stromufer stemmte sich die dicke Finsterniß der mondverhüllten Regenacht meinem Lauf entgegen.

Gebrochen sank ich am Ufer zusammen,

raffte mich dann wieder auf und tappte im Dunkel weiter, pfadlos, nur vom Gurgeln des Baches geleitet, der neben mir dem Strome zuellte.

Mit fieberheißer Stirn und doch zitternd in den durchnäßten Kleidern, erreichte ich nach langem, mühseligem Weg das Gestade. Ein blasser Dämmerchein glitt jetzt über die Wellen, die Wolken lichteteten und der Regen verminderte sich. Ich fand den Kahn noch am Ufer und überschiffte die geschwollene Flut mit Anstrengung meiner letzten, sinkenden Kraft.

„Gottlob, sie ruht schon“, dachte ich, da kein Lichtschein aus den Fenstern der Hütte leuchtete. Lautlos schlich ich in den schmalen Flur, setzte mich auf die unterste Stufe der Holzstiege und versuchte zu schlummern.

Ich hatte so oft schon erstrebt die Magie des Einschlafens zu ergründen. Nun war mir's, als ob ich deutlich wahrnähme, wie das Vergessen gleich einer weichen Welle über das Bewußtsein meines Schmerzes hereinbrach, erst einen Theil desselben verwischend, dann von dem Eroberten zurückweichend und in erneuten Angriffen immer mehr und mehr von meinen wehen Gedanken überströmend, bis es den fernsten Winkel meiner Seele unter seiner Fluth begrub.

Da traf, wie ein Stein den reglosen See, ein schriller Angstruf das Nirwana meines Schlafes. Ich öffnete erschrocken die Augen und sah den alten Fährmann halbangekleidet vor mir stehen.

„Seid's dem Mäd'el nicht begegnet?“ rief er mir zu.

„Herrgott, ist sie fort?“ brachte ich heraus.

Ja, sie war fort. — Sie hatte keine Ruhe gehabt, als sie gehört, daß ich gegangen sei und hatte den Schiffer flehentlich gebeten, sie auch überzusetzen, damit sie mir entgegenreisen könne. Da er ihr's verwehrt, war sie scheinbar ergeben auf der Bank sitzen geblieben, so daß die beiden Alten glaubten, sie sei wieder eingeschlafen und selbst zur Ruhe gingen.

Als wir nun draußen nach ihr suchten und das Fehlen des zweiten Rähnes bemerkten, wußte ich Alles. So war sie, der Sehnsucht nach dem Glücke folgend, also doch davongeschlichen, hatte das Fahrzeug selbst über den Strom zu rudern versucht und war — wie ich bald genug erfuhr — im Kampfe gegen Wellen, Regen und Finsterniß erlegen.

Wie alle Angst und Sorge in mir schwieg! Wie still mein Herz war, als wir am andern Morgen den armen todtten Leib, den der umschlagende Kahn gegen die Wand eines Wehres gedrückt hatte, eine halbe Stunde unterhalb der Fährstelle auffanden!

Es war merkwürdig; ich konnte nichts denken. Mein inneres Leben lag so darnieder, daß weder Schmerz noch Groll irgendwelche Gestalt gewannen.

Später durchtoste mich dann der Sturm der Verzweiflung. Aber auch er hatte nichts Befreiendes. — Das ganze Erlebnis hat meine Jugendzeit bitter vergällt.

Dem Herzen ist der Kinderglaube an eine barmherzige Vorsehung viel zu heilig und theuer, als daß es ihn anders als mit tausend Schmerzen und Bitternissen begraben könnte.

Schließlich, als meine Auffassungen reiften, ge-

sundete ich in dem Gedanken, daß es das schönste Erdenloos sei, an der Schwelle eines sicher erwarteten Glückes sterben zu dürfen.

Gleich nach des Mädchens Begräbnis ging ich nach Wien zurück und vergrub mich in meine Studien.

Meine Stiefmutter habe ich nur einmal — am Todtenbette des Vaters — wiedergesehen, der einige Monate nach jenem Vorfall in Folge einer Nervenlähmung starb. Gleich danach siedelte sie mit dem Kinde in ihre Heimath.

Wie mag der liebe, schwache Mann das todte Mädchen beneidet haben, ehe er ihr folgen durfte!"

Die Leihbibliotheken und die Krankheitsbakterien.

Von

Dr. med. Hermann Klenke.

In jüngster Zeit ist ein Kampf entbrannt gegen die Leihbibliotheken, weil durch diese das Recht des geistigen Eigenthums der Autoren wesentlich geschädigt würde. Man behandelt leider immer noch in Deutschland seine Schriftsteller als „reine Geister“, deren irdischer Theil nicht in Betracht kommt, man nennt sie Freunde und geistige Führer, aber leiht sich von ihnen ihre Werke, die doch geschrieben sind in der Erwartung, daß auch ein kleiner materieller Lohn die Geistesarbeit und das Herzblut, mit dem sie geschaffen sind, entgelte, ja vornehme Damen, die sonst jede Berührung mit Unsauberem und Gewöhnlichem ängstlich vermeiden und den großen Haufen naserrümpfend abwehren und von sich ferne zu halten suchen, solche vornehme Damen, die bei Tabakgeruch in Ohnmacht zu fallen drohen, diese leihen sich ihre Lektüre aus Leihbibliotheken. In England und anderen Ländern gilt eine Bibliothek für eine Familie von guten Verhältnissen für ebenso nothwendig als ein Piano oder einige gute Bilder. In Deutschland denkt man zuletzt und nur in den allerreichsten Häusern an eine Bibliothek, entzieht sich so dem Beiträge zum Nationaldank, den eine Nation ihren Schriftstellern schuldet, indem sie ihre Werke kauft, andererseits aber setzt man sich auch einer schweren Gefahr aus. In Dresden erkrankte vor Kurzem eine jungverheirathete, blühende Dame plötzlich am Scharlach und starb daran, obgleich sie als Kind das Scharlachfieber schon durchgemacht hatte. Ermittlungen ergaben, daß die Dame ein Buch aus einer Leihbibliothek benutzte, das vorher in

einer Familie gewesen war, deren Kinder am Scharlachfieber erkrankt waren. Da nun auch sonst Fälle bekannt sind, daß durch Briefe aus weiter Ferne nach Wochen noch Ansteckungen mit Scharlachgift vorgekommen sind, so ist wohl auch in diesem sehr bedenklichen Falle die Ansteckung auf das Leihbibliothekbuch zu schieben. Man ist auf die Ansteckung durch Briefschaften schon lange aufmerksam geworden und desinficirt schon lange bei Epidemien Briefe, die aus solchen Seuchenherden kommen, indem man sie vielfach durchsticht und so durchräuchert. Daß aber in den Leihbibliotheken ein viel furchtbarer Herd von allerlei Ansteckungsstoffen existirt, daran hat das Publikum bis jetzt wenig gedacht. Wie oft mag aber hier schon Ansteckung vorgekommen sein, ohne daß man den Ursprung entdeckt, ohne daß man überhaupt an ein solch scheinbar ungefährliches Buch gedacht hätte. Da nun gerade die jüngste Zeit in bacteriologischen Forschungen so Außerordentliches geleistet hat, den Tuberkelbacillus entdeckt und die Choleraeripillen, andererseits man von schriftstellerischer Seite angefangen hat, gegen das Leihbibliothekennwesen Front zu machen, so ist wohl eine Besprechung des oben angeführten Falles im öffentlichen Interesse geboten.

Was sind nun die Bacterien oder Bacillen? Sie bilden das Reich des unendlich Kleinen, ebenso wie der Sternenhimmel unsrem Auge als das Reich des unendlich Großen erscheint, und sind uns erst durch das Mikroskop bekannt geworden, so, wie die Milchstraße durch das Fernrohr in unzählige Sterne,

unserm bloßen Auge unzugänglich, aufgelöst wird. Es sind einzelne Zellen, jene Urform, aus der sich das gesammte Pflanzen- und Thierreich aufbaut, einzelne Zellen, die man weder in das Pflanzen- noch Thierreich einordnen kann, welche die untere breite Grenz- und Uebergangszone zwischen Pflanzen und Thieren bilden. Man rechnet sie theils zu den Pilzen, insofern sie Zellpflanzen sind, welche kein Chlorophyll haben (das Pflanzengrün) und keine Kohlensäure assimiliren, zerlegen in Kohlenstoff und Sauerstoff, andererseits aber unterscheiden sie sich von denselben, weil sie kein Mycelium haben und keine Sporen bilden. Sie pflanzen sich sämmtlich fort ungeschlechtlich durch Knospung oder Quertheilung. Eine große Anzahl von ihnen und gerade die, welche die Träger der Ansteckung sind, die stäbchenförmigen Bacterien, haben spontane Bewegung, können ihren Ort frei verändern, sobald sie mit dem einem Ende zitternd oder in Bogenlinien umherschwebend, abwechselnd nach vor- und rückwärts sich bewegen, sich beständig um ihre Aze drehen oder mit plötzlichem Sprunge raketenartig dahinschießen. *rc.* Ihre Länge beträgt nur ein Tausendstel eines Millimeters, d. h.: Fünfhundert Millionen haben in einem einzigen Wassertropfen Platz. Ihre Vermehrung durch Theilung, sobald sich jede eben abgetheilte Zelle alsbald wieder theilt und so fort, geht ins Unendliche, sobald man z. B. berechnet hat, daß ein solches Wesen, ein Infusionsthierchen, wie man alle diese Gebilde nannte von ihrem Vorkommen in Aufgüssen organischer Substanzen, ein solches Wesen (Vorticelle) binnen vier Tagen vierzig Billionen Nachkommen liefert. Die gewöhnliche atmosphärische Luft sowie alles Wasser, selbst das Schneewasser des reinsten Eises enthalten die Keime dieser Gebilde, während die Gewebe und Flüssigkeiten des normalen menschlichen Körpers als frei von ihnen angesehen werden. Man fand sie 2000 Fuß tief im Meere, 1106 Fuß tief in den Freiburger Gruben und 9000 Fuß hoch auf den Gebirgen Mexicos. Der rothe Schnee der Alpen, das Leuchten des Meeres wird von unzählbaren solchen Wesen hervorgebracht. Wir können uns also vor der Berührung mit diesen Wesen absolut nicht gänzlich schützen und brauchen es im Ganzen nicht, weil unser lebenskräftiger Körper diese Gebilde, die durch Wasser und Luft in ihn eindringen, zerstört. Diese überall zerstreuten Keime aber entwickeln sich nun mit unsagbarer Schnelligkeit zu jener in schwindelnd großen Zahlen sich verlierenden Anzahl in wenig Tagen überall da, wo organische Stoffe sich zersetzen, wo Verwesung, Fäulniß oder Gährung eintritt. Wir wissen ja, daß die Bierhefe, die Weinhefe, Essighefe aus Organismen besteht, welche eine Reihe von großen runden oder ovalen Zellen

darstellen. Ebenso findet man in der sauren Milch, bei der sauren Gährung des in der Milch enthaltenen Milchzuckers solche Zellenketten. Man nennt diese Fermente Gährungspilze, weil sie die Zersetzung organischer Stoffe an der Luft bewirken, indem sie Sauerstoff aus der Luft aufnehmen und mit dem Kohlenstoff des betreffenden organischen Körpers zu Kohlensäure verarbeiten, die bei allen Gährungen frei wird.

Mit mehr Sauerstoff arbeiten dagegen und zerstören rascher die organische Substanz die Verwesungspilze und zwar durch Oxydation in Wasser, Kohlensäure und Ammoniak. Sie treten uns als Schimmel oder Moder auf fast allen in Zersetzung begriffenen organischen Substanzen, Brot, Käse, Obst, Holz *rc.* entgegen. Diese Pilze, die immer in größeren Colonien zusammenleben, bilden die oft mehrere Fuß großen sammetweichen, festverfilzten, schwarzen, grün schillernden Ueberzüge an Fässern und Kisten in feuchten Kellern, sie überziehen mit strahligen grünen Flecken die innere Fläche der Fensterscheiben bei einsamen Junggefallen und Sonderlingen, sie entspringen als Brunnenzopf faulenden Brunnenröhren, ja sie setzen sich auch in den Luftwegen der Vögel fest und können sogar die Lufröhre unwegsam machen durch ihre Wucherungen.

Wo Feuchtigkeit und Wärme ist, da sind auch diese wuchernden Parasiten, und auch in die Mundhöhle unsrer Säuglinge, geschwächter Kranken und gebrechlicher Greise wandern sie und sind uns als Soor, Schwämmchen bekannt. Und auch wir Erwachsene, Gesunde, Künftige müssen es uns gefallen lassen, daß sie an dem Orte, den wir beständig durch Speisen verunreinigen, unserm Munde und auf der Zunge wuchern und unsere Zähne mit dem Zahnschmutz oder Weinstein überziehen. Während nun aber diese Pilze immer in Colonien zusammenstehen und also ohne Mikroskop sich bemerklich machen, während ihre einzelnen Zellen 4 bis 8 Mikromillimeter groß sind, sind die Bacterien, die Kugel- und Stäbchenbacterien nur 1 Mikromillimeter groß und bilden, was wenigstens die Stäbchenbacterien anlangt, die wesentlichen Träger des Krankheitsstoffes, die Fäulnißerreger, leben einzeln und sind frei beweglich.

Und um sie als die unsichtbaren Verbreiter mörderischer Krankheiten handelt es sich ja wesentlich hier, sie sind im modernen Sinne die Pezen, welche die Viehställe heimsuchen, die Nixen, welche die Brunnen vergiften, sie sind der weithintreffende tödtliche Pfeil des Apollo, sie sind allgegenwärtig und allmächtig im unendlich Kleinen. Das sind die Bacterien oder Mikrokokken, Kugelbacterien und Stäbchenbacterien, eine Welt unendlich vieler Formen für sich, die uns das Mikroskop erschließt, so

wie uns das Fernrohr die Milchstraße auflöst in unendlich viele gewaltige Himmelskörper. Die Kugelnbakterien vereinigen sich meist zu Familien, Colonien, Haufen, oder zu Schleimmassen und sind bewegungslos. Die Luft enthält stets Keime solcher Bacterien. Besonders interessant von ihnen sind die Pigmentbakterien, die in gefärbten Gallertmassen auftreten und ihre Träger so roth, gelb, orange, grün, blau färben. Sie sind die Ursache der scheinbaren Blutflecken, welche auf Brot und Kartoffeln entstehen und einst als Blutflecke auf Hostien als Wunder, als directe Fingerzeige Gottes und Werkzeuge und Befehle einer himmlischen Macht gedeutet wurden und das Volk in Schrecken setzten.

Diese kleinen unsichtbaren Organismen entwickeln und vermehren sich in außerordentlicher Weise in einer sogenannten Nährflüssigkeit, welche frei von Eiweißverbindungen und Zucker ist, neben gewissen Mineralstoffen (Phosphorsäure, Kali, Schwefelsäure, Kalk und Magnesia) nur Ammoniak und Weinsäure enthält; also eine Stickstoff- (Ammoniak) und Kohlenstoffquelle (Weinsäure). Um nun festzustellen, ob die verschiedenen Prozesse auch durch charakteristisch verschiedene Fermentorganismen hervorgebracht werden, oder ob die Form und Gestalt nur von äußern Bedingungen abhängt, ob Generationswechsel stattfinden u., und um möglichst alle Entwicklungszustände einer Species kennen zu lernen, bedient man sich der Culturversuche. Man sät eine reine Form von solchen Organismen auf ein geeignetes Medium und verfolgt nun die ganze Entwicklungsgeschichte, wobei man natürlich den Zutritt fremdartiger Pilzkeime aus der Atmosphäre zu verhüten suchen muß.

Gährung, Verwesung, Fäulniß arbeiten an der Zerstörung des organischen Lebens und zerlegen die complicirteste chemische Kohlenstoffverbindung und den Träger des thierischen Lebens, das Eiweißatom in Kohlenäure, Wasser und Ammoniak, in letzter Instanz. Wenn man auch nicht immer zu beweisen vermag, daß die durch diese kleinen Organismen erzeugten Produkte (also aus Zucker, Alkohol und Kohlenäure, aus dem Eiweiß, Leucin, Tyrosin, Schwefelwasserstoff u.) directe Stoffwechselerzeugnisse der Fermentorganismen sind, so steht doch soviel fest, daß Gährung wie Verwesung und Fäulniß nicht erfolgt, wenn der Zutritt dieser kleinen Organismen gehindert wird. Während die Träger der Gährung und Verwesung (Gährungszellen und Schimmelpilze), jener nützlichen Naturprozesse, welche die Erde von todtm organischen Capital befreien und es verflüchtigt und gasförmig wieder in den großen Stoffwechsel der Natur zurückgeben Zellen sind ohne freie Beweglichkeit und meist verbunden zu Zellcolonien, sind die Träger der Fäulniß und zugleich der ansteckenden Krankheiten frei beweglich,

isolirte Stäbchen. Schon lange war man durch die unsagbare Vermehrung dieser niedern Organismen an die eminente Fortpflanzungsfähigkeit contagiöser Gifte und Ansteckungen erinnert worden, ohne aber darüber sicher zu sein, ob den verschiedenen contagiösen Giften, den verschiedenen Ansteckungen, also Typhus, Cholera, Pocken, Ruhr u. verschiedene ganz bestimmte, charakteristische, für jede Ansteckung andere Organismen entsprächen, oder ob nicht vielmehr die auch sonst in der Luft verbreiteten Keime die zufälligen Träger der contagiösen Gifte seien.

In jüngster Zeit nun ist es Koch gelungen, den Bacillus der furchtbarsten, nie auslöschenden, alle Himmelsstriche verheerenden Seuche des Menschengeschlechts, der Tuberkulose und den Cholerapilz als charakteristische Formen festzustellen. Diese Entdeckungen bedürfen allerdings noch weiterer Bestätigung, indessen ein großer Schritt zur Lösung dieser brennenden Frage ist doch mit den Bacterien-culturen Kochs gethan. Es war also wesentlich zu beweisen: 1) Kann man durch Einverleibung eines gewissen niederen Organismus bei Thieren immer denselben Krankheitsproceß hervorrufen und 2) erweist sich dieser niedere Organismus bei seiner Züchtung auf Culturen als specifische, charakteristische, immer wieder erkennbare Form, und Koch bejaht beides. Es wäre demnach eine Aussicht eröffnet in ein ganz neues Capitel der Medicin, daß nämlich jede ansteckende Krankheit einen ihr ganz specifischen charakteristischen Pilz zur Ursache und zum Verbreiter hätte.

Bei den Hautkrankheiten, welche durch Schimmelpilze hervorgerufen werden, ist ja der Nachweis des Ursprungs der Krankheit viel leichter. Wir können sehen, wie bei Dreschern und Soldaten in Feldlagern Pilzsporen aus dem modernsten Stroh in die menschliche Oberhaut eindringen und maserenähnliche Flecke hervorrufen, wir können direct nachweisen, wie durch Ansteckung von Hunden, Pferden, Kindern, Katzen eine Flechte auf der Kopfhaut des Menschen sich etablirt, welche die Haare brüchig macht und zum Ausfallen bringt. Wir wissen genau, daß eine Haut- und Haarkrankheit am Rinne Wärtiger (Mentagra) durch eine Pilzform hervorgerufen wird, daß das Schusterreflex an der innern Schenkelfläche ebenso einen Pilz zur Ursache hat. Wir kennen den Pilz, der die großen gelblich-braunen Flecken am Halse und Rücken namentlich oft bei Schwindfüchtigen hervorruft und heftiges Jucken u. s. f. Hier können wir auch direct durch Impfversuche an Menschen die Bestätigung unserer Erklärung erhalten. Hier ist also, zunächst von Schönlein schon 1839 und zwar für den Honigwabengrind (Favus) der exacte Nachweis geliefert, daß mikroskopische Pilze Haarkrankheiten hervorrufen. Anders mit den innern Krankheiten.

Hier verbietet sich zunächst das Experiment am Menschen und es muß dafür das Thierexperiment zur Controle eintreten, weiter ist bei den viel complicirteren inneren Krankheitsprocessen der Nachweis, daß gerade der und der Complex von Krankheitserscheinungen durch diese bestimmte Sorte von Bacterien hervorgebracht werde, viel schwieriger und oft irreführend, endlich sind die einzeln lebenden Stäbchenbakterien viel schwerer zu finden und von einer Reihe anderer, die wir durch Luft und Wasser immer in uns eindringen lassen und die ungefährlich sind und auch bei Gesunden vorkommen, schwer, manchmal gar nicht zu unterscheiden. Hier ist eine so schwere Geduldsprobe für den Forscher gegeben, so große Vorsicht geboten, daß man wohl sich den Beifall erklären kann, den Kochs schöne Methode sich errungen hat, aber auch die heftigen Diskussionen, die heute noch über den Choleraepidz geführt werden. Es fragt sich, kommen die Keime mit dem Trinkwasser in den Darm oder sind sie in der Luft suspendirt und werden eingeathmet: In Betreff der Cholera werden jetzt noch beide Meinungen von verschiedenen Forschern behauptet, von Koch das erstere, von Münchener Forschern das andere. In das Blut gelangen die Bacterien dann eingeschlossen in weiße Blutkörperchen und finden dann hier alle Bedingungen zu ihrer enormen Vermehrung, durch welche die Organe des betreffenden Individuums zerstört werden. Wie man nun ganz exact durch Experimente feststellen kann, daß organische Substanzen, die sich selbst überlassen, leicht in Fäulung übergehen unter gleichzeitigem Auftreten von Bacterien, daß dieselbe von Pilzbildung freibleiben, wenn sie einer Temperatur ausgesetzt werden, welche die etwa in ihnen vorhandenen Pilzsporen tödtet oder wenn ihnen nur solche Luft zugeführt wird, aus welcher die organischen Keime entfernt worden (Filtration durch desinficirte Baumwollenpfröpfe z.), so ist durch die Praxis erwiesen, daß seit Einführung des aseptischen Verbandes, welcher die Luft streng von den Wunden abhält, nachdem vorher etwa vorhandene Bacterien durch Carbonsäurepflüfung zerstört sind, daß seit diesem aseptischen Verbande die Wundkrankheiten wie Rothlauf, Hospitalbrand, bei denen man Bacterien im Blute fand, nicht mehr auftreten und daß die Wunden ohne Eitrigung heilen — also ein ganz sicherer Beweis, daß Bacterien Träger der Ansteckung sind, hier allerdings durch Vermittlung der Haut, nicht der Lunge und des Darmes. Welch' enormen Fortschritt der Chirurgie diese Entdeckung bedeutet, ist ja männiglich bekannt. Früher starb jeder zweite Mann, der amputirt wurde, heute schneidet man fast ohne Gefahr den Leib auf, um Geschwülste zu entfernen zc. Heute hängt der glückliche Ausgang einer Operation fast nur noch von der Methode

und Technik des Operateurs ab, der operative Eingriff an und für sich ist ungefährlich, weil man durch den antiseptischen Verband die durch niedere Organismen, welche in der Luft suspendirt sind, hervorgebrachten schlimmen Wundkrankheiten wie schwere Eitrigung, Rothlauf, Hospitalbrand, Zersetzung des Blutes durch faulige Stoffe, ich sage alle diese schlimmen Folgekrankheiten von Operationen beseitigen und verhüten, beherrschen kann. Diese Erfindung, welche also ein directes Ergebniß der Bacterienforschung ist, diese Erfindung des antiseptischen Verbandes gehört gerade wie die Erfindung des Compasses, der Dampfmaschine zu den Heldenthaten des menschlichen Geistes.

Eben so sicher ist bei Milzbrand und Milzbrandcarbunkeln constatirt, daß durch Bacterien die Ansteckung stattfindet. Zur Ueberimpfung der Krankheit reicht schon der kleinste Blutstropfen hin. In wenig Stunden findet man enorme Massen der Bacterien im Blute, die wahrscheinlich dadurch tödtlich wirken, daß sie den rothen Blutkörperchen den Sauerstoff entziehen und so Kohlensäureüberladung im Blute hervorbringen, Athemnoth, Krämpfe, Sinken der Temperatur, endlich Ersticung.

Besonders bemerkenswerth für unsere Betrachtungen ist nun, daß bei dem Milzbrand, der immer durch Verührung mit milzbrandkranken Thieren oder Theilen solcher entsteht, die Häute dieser Thiere im getrockneten Zustande Monate lang die Ansteckungsfähigkeit behalten. In Leipzig, wo ein bedeutender Handel mit Fellen ist, kann man öfter solche Fälle beobachten. Diese Dauerbarkeit des Ansteckungsstoffes, welche der Fähigkeit dieser Keime entspricht, nach langer Zeit unter günstigen Umständen sich zu entwickeln, ist ja auch constatirt bei der Lymphy der Kuhpocke. Diese kann man eingetrocknet ein Jahr und länger aufheben, sie steckt noch an, wenn man sie einimpft. Bei dem exanthematischen Typhus (Hungertyphus) hat man beobachtet, daß in Zimmern, worin Typhöse gelegen haben und welche dann bis 7 Monate leer gestanden hatten, die Nächsten, welche darin wohnten, von derselben Krankheit befallen wurden. Ähnliches hat man bei der Cholera beobachtet, wenn die Dejectionen schon lange in der Wäsche vertrocknet waren.

Panum weiß zu berichten, daß das Masern- und Scharlachcontagium in Kleidern weiter geschleppt wurden von Leuten, die selbst nicht angesteckt wurden, einmal selbst nach 4 Meilen weiter Reise in offenem Boote bei stürmischen und regnerischem Wetter.

Wie ein Tropfen Rosenöl noch Jahre lang in einem Zimmer bemerkbar ist, so können wenige dieser Keime von Bacterien nach langer Zeit und weit von ihrem Ursprungsorte entfernt sich entwickeln und Krankheit erzeugen.

Man kann wohl nun leicht einsehen, daß die geradezu grundlegende Bedeutung, welche die Bacterienlehre für die Chirurgie gehabt hat, auf dem Gebiete der inneren Krankheiten in dem Maße sich kaum herausstellen wird, was die Praxis anbetrißt. Deswegen nicht, weil man dort die Eingangspforten der Bacterien, wunde Hautflächen, luftdicht abschließen kann, nachdem man die Bacterien getödtet hat, bei den inneren Krankheiten aber, wo die Aufnahme der Bacterien stattfindet durch Athmung, oder im Trinkwasser, ein solcher Abschluß und Schutz unmöglich ist, einmal, von Tödtung aber der Bacterien, die in's Blut gelangt sind, nur selten etwas zu erwarten ist, weil bei der enormen Vermehrung dieser Keime man Mengen Arznei geben müßte, die der Organismus nicht verträgt. Es bleibt also, abgesehen von der Freude der Erweiterung unserer Erkenntniß, für die Praxis und Heilung der Krankheiten sorgfältige Zerstörung der Keime in ihren Brutstätten übrig und Sorge dafür, daß sie nicht aus ihren Ursprungsstätten verschleppt werden. Deswegen hat man ja schon lange bei den contagiösen Krankheiten, die also von Mensch zu Mensch getragen werden, im Gegensatz zu den miasmatischen, wo die Krankheitsursache im Boden erzeugt und durch die Luft oder das Wasser verbreitet wird, die strenge Abschließung eingeführt. Solche rein contagiöse Krankheiten sind Pocken, Scharlach, Masern, Rothlauf, wahrscheinlich auch Kindbettfieber, Typhus.

Bei Scharlach ist nun die Ansteckung um so gefährlicher, als Scharlach mit der Kinderpest, der Diphtheritis in einem gewissen Zusammenhang steht und Wechselwirkung.

Es ist ja bekannt, daß Diphtheritis mit Scharlach vielfach zusammen vorkommt, aber ebenso kann die Ansteckung mit Scharlachgift bei einem anderen Individuum nur Diphtheritis ohne Ausschlag hervorrufen, ebenso auch Diphtheritis ohne Ausschlag, bei einem Andern Ausschlag ohne Diphtheritis. Wenn man nun Kinder, die von dieser Krankheit befallen werden, sorgfältig aus der Schule ausschließt und sonst alle Vorsichtsmaßregeln trifft und strengen Absperrungscordon zieht, so bilden Leihbibliotheks-bücher und Reisejournale in diesem Cordon geradezu die „Pascher“. Sie paschen das Gift durch die Grenzabsperrung durch und vernichten deren wohlthätige Wirkung zum großen Theile. Man hat ja nun eingeworfen, mehr als öffentlich circulirende Bücher müsse man für dieses „Giftpaschen“ das Geld, das allgemeinste Circulationsmittel verantwortlich machen. Darauf ist aber zu antworten: Papiergeld vielleicht, aber Metall nicht, weil die Bacterien nur durch organische Stoffe sich verbreiten, nicht aber durch Metall. Höchstens könnten in dem organischen Schmutze, der unser Geld meistens ziert,

solche Keime enthalten sein, würden ja dann aber leicht durch Waschen zu entfernen sein. Bücher aber kann man nicht waschen und Durchräucherung ist ein wenig zuverlässiges Mittel. 1864 entstand in Merseburg eine Pockenepidemie in einer Papierfabrik, als in derselben anderwärts aufgekaufte mit Pockengift insicirte Lumpen zur Verarbeitung kamen. Mag nun das Ansteckende ein Pilz oder Bacillus sein, oder bloß der Dunst, der von solchen Gegenständen ausgeht, also so eine Art Jäger'scher Seele, bewiesen ist jedenfalls die Ansteckung durch Gegenstände aus organischen Stoffen. Bei unserem Falle aber ist noch zu bedenken, daß man gerade mit Büchern in die intimste Berührung kommt (ich meine hier nicht geistig, was ja seltener ist) indem man, über sie gebeugt, die Luft, die durch sie durchstreifte, einathmet und so jene Keime mit.

Es war hier nicht mein Zweck, die Leihbibliotheken anzuklagen, und zur Abschaffung eines der wichtigsten Volksbildungsmittel aufzufordern, aber wohl das Publikum zur Vorsicht zu mahnen, eventuell zu bewirken, daß in den Leihbibliotheken selbst gewisse Schutzmaßregeln getroffen werden zur Verhütung von Ansteckung. In den Familien aber, wo ansteckende Krankheiten ausbrechen, lasse man geliehene Bücher nicht in den Krankenzimmern — das ist eine Rücksichtslosigkeit gegen seine Mitmenschen. Wahre Abstellung der Mißstände aber erzielt man nur durch Belehrung des Publikums, kaum ganz durch polizeiliche Maßregeln, und auch nicht allein durch Belehrung, sondern durch Erziehung zur Vernunft aus dem rohen Egoismus heraus, der mit Feinheit der Lebensmanieren wohl zusammen bestehen kann und oft besteht. Im Uebrigen aber würde ich es auch als einen Nutzen meiner Auseinandersetzungen ansehen, wenn die öffentliche Meinung sich mehr dahinwandre, daß Leute, die nicht gerade mit socialer Noth ringen, auch die Pflicht haben, einen kleinen Theil ihres Einkommens für ihre geistigen Genüsse und deren Urheber auszugeben, statt nur immer gute Wehköpfe, gute Kleiderhändler und gute Gastwirthe reichlich zu belohnen.

Jedes Mitglied der menschlichen Gesellschaft geht nur seinem Erwerbe in seinem betreffenden Berufe nach und nimmt höchstens noch eine Ehrenstelle als Schöffe oder Stadtverordneter an, der wahre Schriftsteller allein giebt sein Herzblut für die Menschheit, verzichtet auf äußere Ehren, oft auf die süßen Bande der Ehe, nur um der Wahrheit zu dienen, neue Ideen mit unaufhörlich'r Mühe und Eifer in die Köpfe der Menschen hineinzuarbeiten und die Culturentwicklung zu fördern. Wenn Alle nur der Behaglichkeit leben und sich das Leben so angenehm wie möglich machen, ist das Leben der Dichter und Denker ein beständiges Selbstopfer. Wenn

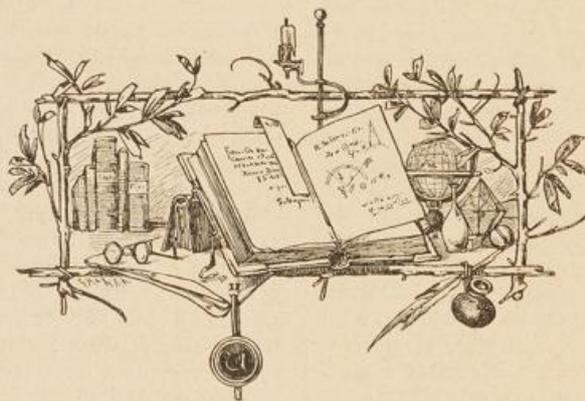
Specialisten und Schüler großer Männer schnell in hohe Stellungen kommen, muß der Denker und Schriftsteller oft von seiner Zeit unverstanden und mit Hohn abgewiesen einsam einen Märtyrerpfad wanken und arm und gebrochen sterben. Denn die schönste Gabe der Lebensklugheit ist solchen Menschen, deren Sinn nach dem Ideal der Menschheit strebt, leider meist gänzlich versagt. Irdische Güter gewinnt man aber nur durch Klugheit. Das ist der wahre tiefe Sinn von Christi Lehre: Kampf um die wahre Vergeistigung und innerliche Befreiung der Menschheit. Wie hat diesen Kern die Noth und Beschränkung entstellt und mißbraucht! — Ihr bezahlt gerne Eure Nahrungsmittel, Eure Kleider und Euren Luxus, wollt Ihr Eure Ideen, Gedanken, die Euch neue Erwerbsquellen aufschließen, Poesie, die Euch nach harter Arbeit und Widerwärtigkeiten aller Art erhebt, wollt Ihr die umsonst haben und Eure Denker und Dichter zu Märtyrern machen? Nein, Ihr gebt ja 5 Pfg. und 10 Pfg. für einen Band in der Leihbibliothek. Man spricht jetzt immer von Altersversorgung der Arbeiter, von Verbesserung des Looses der Enterbten — wißt Ihr, wer die Enterbten sind, die ihr Elend am Schlimmsten fühlen? die, weil sie sich der Menschheit opferten, allen den Hohn und den Druck des Reichthums gegen den Besitzlosen spüren müssen? Ich meine hier natürlich nicht die reichen Herren der literarischen Clique, die nichts über das Mittelmäßige hinaus leisten, die nicht Nachts aus dem Bett steigen um neue Ideen aufzuschreiben, denn sie haben keine, die aber sich die fette Hand zum brüderlichen Ringe reichen, die Literaturgäuner und Capitalisten, die mehr Lebensklugheit als Weisheit haben, ich meine die Leute, die von der Liebe zum Ideal getrieben und mit heißer Liebe zur Menschheit gar nicht anders können, als kämpfen für ihre Ideen, die Vater und Mutter, Freund und Weib verlassen, wenn es gilt, der Menschheit zu dienen, die zur Lüge und Heuchelei gesagt haben: Pack dich und zur Wahrheit: Sei du mir Alles! die wahren Menschen. Was soll aus der Welt werden, wenn es keine solchen Leute mehr giebt, solche tüchtige Naturen, die der feste Trost sind, wenn man an der Menschheit verzweifeln will? In England hat man für tüchtige geistige Leistungen Belohnungen durch die Fellowship, die ihrem Inhaber ein kleines Einkommen sichert, daß er seinen Idealen, die der Menschheit zu Gute kommen, leben kann; in Frankreich hat man eine Art Prytaneum für greise Künstler und Gelehrte, in Deutschland aber mögen die echten Ritter des Geistes sehen, wo sie bleiben! So und so viele große Vermögen werden jährlich an Städte und Gemeinden vermacht von hochherzigen Privatlen, warum nicht auch einmal zu solchem Zwecke? In

Dresden hat ein solcher edler Mann 2 Millionen in ähnlicher Absicht gestiftet, wie ist nun dies Capital angewendet worden? Um Vorträge zu halten, deren es schon genug giebt und eine volkswirtschaftliche Bibliothek anzulegen. Ganz gut, war aber Nichts Besseres zu erreichen?

Wenn das Ziel der Menschheit ist, sich immer mehr zu vergeistigen und die thierische Natur zu verklären, soll man sich da nicht mit den Werken der Führer zu diesem Ziele umgeben, um sie in allen guten Stunden, wenn uns Versuchung naht, wenn wir des Schicksals Schläge spüren, wenn Verzweiflung uns packt, zu lesen und uns in ihnen zu erheben? Sollte nicht Jeder, namentlich wenn er sich zu den Gebildeten rechnet, sich eine kleine Bibliothek anschaffen, die neben den Klassikern auch die vorzüglichsten modernen Schriftsteller enthält. Wieviel an Gesundheit und Geld würde gespart, wenn man wöchentlich nur zwei Abende sich die Kneipe und das viele schwere Bier versagte und im Familientreise oder im einsamen Studierzimmer wahre geistige Freuden genösse? Wieviel unnütz thörichte Worte würden weniger gesprochen werden, wieviel Klatsch weniger in die Welt gesetzt, wieviel Kränkungen erspart werden! Ist das nicht ein Ziel wahrer, innerer, geistiger Befreiung, die Euch keine Polizei verbietet, keine Regierung verkümmert. Ich will damit durchaus nicht die Poesie eines fröhlichen Kneipabends aus der Welt geschafft wissen, aber gegen den stumpfsinnigen Bierjumpf, der Leib und Seele erschläft, gegen den möchte ich diese Worte gesprochen haben. Es gehört ja nur ein kleiner Entschluß, eine einmalige Aufraffung dazu, dann wird man sich bald selbst wundern, wie man solange aus fauler Gewohnheit jeden Abend am Stammtisch hat zubringen können. Halb zog es ihn — halb sank er hin! Hat man aber eine kleine Bibliothek, so wird man sich durch deren Besitz an und für sich schon hie und da einmal zu Hause halten lassen. Wieviel Spießbürgerei und Philistertum, wieviel von Familienunglück würde so aus der Welt geschafft, wie ein groß Theil auch der Frauenfrage gelöst! Freilich solange unsere Universitätsgebildeten selbst mit schlechtem Beispiel vorausgehen und die schönsten Blüthen des Geistes auf der Universität in Bier versumpfen, was sollen dann die Ungebildeten thun? Die Stumpfheit, Engherzigkeit, Philisterei im spätern Leben sind aber gerade oft die Folge der „Verbierung“ auf der Universität. Die Lehrer der Anatomie und der Anthropologie lehren: Bis zum 24. Jahre entwickelt sich das Gehirn, die Herren Studenten meinen, deswegen müsse man es mit Bier begießen. Alkoholvergiftung in diesen Jahren der Blüthe ist nie wieder gut zu machen. Und wenn das Eure Poesie und Wissen ist, was aus

dem Bierfasse kommt, dann danke ich für diese Poesie. Welche geringe Kenntniß der vaterländischen und englischen und französischen Literatur herrscht heute selbst unter hochgebildeten Juristen, Medicinern, Philologen, Pfarrern zc. Man fragt wohl gar, wie ich selbst gehört habe, den Leihbibliothekar, was wohl zu empfehlen sei zum Lesen zc. Also in allen Beziehungen und aus tausend Gründen ist es für Jeden, der sich zu den Gebildeten rechnet, nothwendig, sich eine kleine Bibliothek von erprobten tüchtigen Schriftstellern anzuschaffen. Den neuesten Schundroman braucht man ja nicht zu lesen und seinen Töchtern und Schwestern mit falschen Idealen die Köpfe verrücken zu lassen. Außerdem wie billig sind jetzt gerade die guten und vorzüglichen Werke großer Autoren zu haben, wie spottbillig! Gott sei Dank ist unter diesen auch eine unendliche Auswahl, und besser, man liest diese anerkannten Meister des Styls und der Erzählung und Schöpfer neuer Ideen und hoher großer Muster zehnmal, als das neueste Novellen- und Romangift von literarischen Speculanten oder altjüngferlichen Blaustrümpfen einmal.

Es würde ja nun eine große Einseitigkeit sein, den Leihbibliotheken die Existenzberechtigung abzuspochen oder sie öffentlich anzuklagen als gesundheitsgefährlich, sie haben für Leute, die absolut nicht die Mittel haben, sich gute Bücher anzuschaffen, eine segensreiche Bedeutung, aber gegen den Mißbrauch von Seiten der gutsituirten Klassen muß man Protest einlegen und ihnen, die so sorgfältig über ihre Gesundheit wachen und ängstlich besorgt sind, zu bedenken geben, daß sie wohl mit einem Buche, das in öffentlichem Umlaufe ist, sich eine ansteckende Krankheit zuziehen können. Denn mag nun der Ansteckungsstoff aus Bacterien bestehen und ihren Keimen oder aus kleinsten Theilchen des kranken Körpers, die mit der Ausathmungsluft abgegeben werden, so ist in diesem wie jenem Falle bei dem zähen Anhaften dieser Ansteckungsstoffe an organischen Substanzen, wie Papier ist, die Gefahr der Ansteckung nahegelegt. Eine feine ärztliche Nase würde, glaube ich, sogar den Scharlachgeruch aus einem solchen Buche, das bei einem Scharlachfranken war, herausfinden. Vorsicht ist also jedenfalls geboten. *Discite moniti!*



Cécile.

Novelle von Theodor Fontane.

(Schluß.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Er wollte nichts thun, in seinem Benehmen nichts ändern, und doch ließ er drei Tage vergehen, ohne bei den St. Arnaud's vorzusprechen.

Endlich, den vierten Tag, nahm er sich ein Herz.

Es war inzwischen herbstlich und windig geworden und die Blätter tanzten vor ihm her, als er über den Hofenplatz ging. Er warf einen Blick hinauf und sah, daß überall, ganz wie damals bei seinem ersten vergeblichen Besuche, die Holzjalousten herabgelassen waren. Nur in St. Arnaud's Zimmer standen die Fensterflügel weit auf und die Gardinen wehten im Winde.

„Wieder im Fattersfall oder im Club. Nie zu Haus. Es scheint wirklich, daß er sie manchen Tag keine Stunde sieht und Rosa mag Recht mit ihrer Rnthmaßung haben, daß seine Liebe, wenn überhaupt vorhanden, von ganz eigner Art sei. Jedenfalls wird sie dieser Art nicht froh, so viel steht fest, so viel seh ich. Und beinahe, wenn ich zurückdenke, hab' ich ihr eigen Geständniß davon. Und kann es anders sein? Die Liebe lebt nicht von todgeschossenen Dzialinskis, vielleicht gerade davon am wenigsten, sie lebt von liebenswürdigen Kleinigkeiten und wer sich eines Frauenherzens dauernd versichern will, der muß immer neu darum werben, der muß die Reihe der Aufmerksamkeiten allständlich wie einen Rosenkranz abbeten. Und ist er fertig damit, so muß er von Neuem anfangen. Immer da sein, immer sich bethätigen, darauf kommt es an. Alles Andere bedeutet nichts. Ein Armband zum Geburtstag, und wenn es ein Kohinur wäre, oder ein Herz- oder Zobelpelz zu Weihnachten, das ist zu wenig für 365 Tage. Wozu läßt der Himmel so viel Blumen blühen? Wozu giebt es Rabbouquets von Veilchen und Rosen? Wozu lebt Felix und Sarotti? So denkt jede junge Frau, wobei mir zu meinem Schrecken einfällt, daß ich auch ohne Bouquet und ohne Bonbonnière bin. Also nicht besser als St. Arnaud. Und er ist doch bloß ein Ehemann.“

Unter solchem Selbstgespräche war er bis an das Haus gekommen, dessen Thür sich im selben Augenblick öffnete, wie wenn sein Erscheinen von der Portierloge her bereits bemerkt worden wäre. Wirklich, ein kleines Mädchen sah neugierig durch das Guckfenster und schien auf seinen Gruß zu warten. Er nickte denn auch und stieg die Treppe hinauf.

Gleich auf dem ersten Absatz traf er den von Cécile kommenden Geheimrath: „Ah, Herr von Gordon,“ grüßte dieser. „Les beaux esprits se rencontrent. Die Gnädigte fühlt sich unwohl; leider oder auch nicht leider; je nachdem, wie man's nehmen will. Sie wissen, es ist ihr ewig Weh und Ach . . .“

Und er lachte, während er unter nochmaliger legerer Hutlüftung an Gordon vorüberging.

Dieser war von der Begegnung auf's Unangenehmste berührt und um so unangenehmer, als ihm an dem Diner-Tage nicht entgangen war, daß Cécile viel Entgegenkommen für ihren geheimrätlichen Tischnachbar gehabt hatte. Sein freivolles Wit machte sie lachen und was seine kaum die nöthigsten Schranken innehaltende Dreistigkeit anging, von der Rosa gesprochen hatte, so hatte Gordon gerade lange genug gelebt, um zu wissen, daß die Dreisten die Vorhand haben.

Und nun war er die Treppe hinauf und zog die Klingel.

„Die gnädige Frau wird sehr erfreut sein,“ empfing ihn die Jungfer und meldete: „Herr von Gordon.“

„Ah, sehr willkommen.“

Cécile war wirklich leidend, hatte den Lieblingsplatz auf dem Balkon aber nicht aufgegeben. Die kleine Bank mit den zwei Kissen war fortgeräumt und statt ihrer stand eine Chaise longue da, darauf die Kranke ruhte, den Oberkörper mit einem Shawl, die Füße mit einer Reisdecke zugedeckt, in die das Wappen der St. Arnaud's oder vielleicht auch das der Woronesch von Zacha eingestickt war. Auf einem Tischchen daneben stand ein phioleuartiges Fläschchen sammt Wasser und Zuckerschale.

Gordon, als er sie so sah, war tief bewegt, vergaß Alles und wollte Worte der Theilnahme sprechen. Sie ließ es aber nicht zu, nahm vielmehr ihrerseits das Wort und sagte, während sie sich mit Anstrengung an dem Rückenfisfen höher hinaufrückte: „So spät erst. Ich habe Sie früher erwartet, Herr von Gordon . . . Hat unser kleines Diner so wenig Gnade vor Ihren Augen gefunden? Aber setzen Sie sich. Dort unten steht noch ein Stuhl. Werfen Sie das Tuch bei Seit'; oder nein, geben Sie's her, ich will es noch über den Shawl decken. Denn offen gestanden, mich friert.“

„Und doch haben Sie sich hier in's Freie gebettet, als ob wir Juli statt October hätten.“

„Ja, der Geheimrath, der eben hier war, war derselben Meinung und tadelte mich, ja, drang in dem ihm eigenen Tone darauf, mich persönlich umbetten zu wollen.“

„Ein Ton, den ich höre. C'est le ton, qui fait la musique.“

„Freilich. Und bei Niemandem mehr, als bei dem Geheimrath. Und doch amüsirt er mich; ich gestehe es, wenn auch vielleicht wenig zu meinem Ruhme. Man hört so viel Langweiliges und er ist immer so pikant. Aber warum ich hier in dieser Octoberfrische liege, das macht, daß ich einfach keine Wahl habe. Denn laß ich mich in die Vorderzimmer bringen, so hab' ich, so hoch sie sind, keine Luft und so kommt es denn, daß ich das Frösteln und schlimmsten Falls selbst ein Erkältungsfieber vorziehe. Von zwei Uebeln wähle das kleinere. Nun aber fort mit dem ganzen Thema. Nichts ist langweiliger als Krankheitsgeschichten, wenn nicht zwei zusammenkommen, die sich untereinander überbieten. Und zu diesem Rettungsmittel werden Sie nicht greifen wollen. Erzählen Sie mir also lieber von Rosa. Wissen Sie, daß ich schon eifersüchtig war. Immer sprachen Sie leise mit einander, wie wenn sie Geheimnisse hätten, und als der alte General seinen letzten Trumpf ausspielte, gab es ein verständnißvolles Händedrücker. O, mir ist nichts entgangen. Und dann zuletzt noch das Chaperonniren bis an die Pferdebahn. Nun, das klingt freilich eben so harmlos wie nah, ist aber doch schließlich ein ziemlich weiter Begriff und reicht, wenn es sein muß, bis an das Engel-Ufer. Beiläufig, wie kann man am Engel-Ufer wohnen, eine Künstlerin und eine Dame.“

„Ach, Sie haben leicht spotten, meine gnädigste Frau. Wissen Sie doch am besten, wie's liegt. Rosa! Mit Rosa könnte man um den Aequator fahren und man landete genau so wie man eingestiegen. Ich habe sie bis an ihre Wohnung geführt und wir haben eine Welt besprochen und bewizelt. Und doch, wenn ich statt ihrer selbst eins ihrer Bilder unterm Arm gehabt hätte, so wär' es dasselbe ge-

wesen. Um es kurz zu sagen, ihr Charmantsein ist ohne Charme und ich kenne Frauen, deren zustimmendes Schweigen mir mehr bedeutet, als Rosa's witzigstes Wort.“

Cécile lächelte und verschmähte es, sich das Ansehen zu geben, als ob sie Sinn und Ziel seiner Worte nicht verstanden habe. Zugleich aber schüttelte sie den Kopf und sagte: „Sie werden besser thun, mir von meinen Tropfen zu geben. Da, das Fläschchen. Es ist ohnehin schon über die Zeit. Aber zählen Sie richtig und bedenken Sie, welch' ein kostbares Leben auf dem Spiele steht. Es ist Digitalis, Fingerhut. Entsimmen Sie sich noch der Stunden, als wir von Thale nach Altenbrak hinüberritten? Da stand es in rothen Büscheln um uns her, kurz vor dem Birkenweg, wo sich die Turner gelagert hatten und dann aufsprangen und vor uns präsentirten.“

„Vor Ihnen, Cécile . . .“

„Ja,“ fuhr diese fort, ohne der Unterbrechung zu achten, „damals glaubte ich nicht, daß der Fingerhut für mich blühe. Seit gestern aber ist mir auch noch eine Herzkrankheit in aller Form und Feierlichkeit zudiktirt worden, als ob ich des Elends nicht schon genug hätte. Fünf Tropfen, bitte; nicht mehr. Und nun etwas Wasser.“

Gordon gab ihr das Glas.

„Es schmeckt nicht viel besser als der Tod . . . Nun aber setzen Sie sich wieder und erzählen Sie mir von Ihrer eigentlichen Tischnachbarin. Interessante Frau, die Baronin. Nicht wahr? Und so distinguirt!“

„Jedenfalls mehr decidirt als distinguirt. Den Zweifel, diesen Ursprung oder Sprößling aller Bescheidenheit, haben die Götter beispielsweise nicht in ihre Brust gelegt; dafür aber den Haß, wenigstens den redensartigen. Gott, was haßte diese Frau nicht alles! Und dazu welch' ein Appetit! Und jedes dritte Gericht ihr »Leibgericht«; Pardon, sie brauchte wirklich diesen Ausdruck. Ach, Cécile, wie kommen Sie zu diesem Mannweib, zu solcher Amazone, Sie, die Sie ganz Weiblichkeit sind und . . .“

„Und Schwäche. Sprechen Sie's nur aus. Und nun elend und krank dazu!“

„Nein, nein,“ fuhr Gordon in immer wärmer und leidenschaftlicher werdendem Tone fort: „Nein, nein; nicht krank. Sie dürfen nicht krank sein. Und diese dummen Tropfen, jammt der ganzen Doktorsippe, die nicht klüger ist! Das brüestet sich mit Ergründung von Leib und Seele, schafft immer neue Wissenschaften, in denen man sich vor »Hygie« nicht retten kann und kennt nicht 'mal das ABC der Seele. Verkennung und Irrthum wohin ich sehe. Ach, meine theure Cécile, Sie haben sich hier in bittere Kälte gebettet, um freier athmen zu können. Aber was Ihnen fehlt, das ist nicht Luft,

das ist Licht, Freiheit, Freude. Sie sind eingeschnürt und eingezwängt, des halb wird Ihnen das Athmen schwer, des halb thut Ihnen das Herz weh, und dies eingezwängte Herz, das heilen Sie nicht mit todtem Fingerhutkraut und am wenigsten mit den fünf Tropfen da. Sie müßten es wieder blühen sehen, roth und lebendig wie damals, als wir über die Felsen ritten und der helle Sonnenschein um uns her lag. Und dann Abends das Mondlicht, das auf das einsame Denkmal am Wege fiel. Unvergesslicher Tag und unvergessliche Stunde."

Sie sog jedes Wort begierig ein, aber in ihrem Auge, darin es von Glück und Freude leuchtete, lag doch zugleich auch ein Ausdruck ängstlicher Sorge. Denn ihr Herz und ihr Wille befehdenen einander und je gewissenhafter und ehrlicher das war, was sie wollte, je mehr erschrak sie vor Allem, was diesen ihren Willen wieder in's Schwanken bringen konnte. Sie hatte sich gegen sich selbst zu vertheidigen und so sagte sie denn: „D nicht so, lieber Freund. Sehen Sie die rothen Flecke hier? Ich fühle wenigstens wie sie brennen. Glauben Sie mir, ich bin wirklich krank. Aber wenn ich auch gesund wäre, Sie dürfen diese Sprache nicht führen. Um meinetwegen nicht und auch um Ihre wegen nicht.“

Es war ersichtlich, daß er diese Worte nicht recht zu deuten verstand und so wiederholte sie denn: „Ja, auch um Ihre wegen nicht. Denn diese Sprache, soviel sie bedeuten will, ist doch nur Alltagsprache, Sprache, darin ich jeden Ton und jede kleinste Nuance kenne. Das wenigstens hab' ich gelernt, darin wenigstens hab' ich eine Schule gehabt. So spricht herkömmlich ein Mann von Welt zu einer Frau von Welt und es fehlen nur noch die Herabsetzungen und Verkleinerungen, ich sage nicht wissen, und die verstreuten Anklagen, ich sage nicht gegen wen, um das Herkömmliche dieser Sprache vollkommen zu machen. Ein Glück für mich, daß Ihr Taktgefühl mich vor diesem Aeußersten wenigstens zu bewahren wußte.“

Sie schob, als sie so sprach, sich abermals aufrichtend, den Shawl zurück und setzte dann in wieder freundlicher werdendem Tone hinzu: „Nein, Herr v. Gordon, nicht so. Bleiben Sie mir, was Sie waren. Ich finde Sie so verändert und frage vergebens nach der Ursache. Aber was es auch sein möge, machen Sie mir mein Leben leicht, anstatt es mir schwer zu machen, stehen Sie mir bei, helfen Sie mir in Allem, was ich soll und muß und täuschen Sie nicht das Vertrauen oder, wozu soll ich es verschweigen, das herzliche Gefühl, das ich Ihnen von Anfang an entgegen brachte.“

Gordon schien antworten zu wollen, aber sie wies nur auf die Karaffe, zum Zeichen, daß sie zu trinken wünsche, trank auch wirklich und fuhr dann

aufathmend fort: „Es drückt mich mancherlei. Sie haben gesehen, wie wir leben; es ist soviel Spott um mich her, Spott, den ich nicht mag und den ich oft nicht einmal verstehe. Denn die großen Fragen interessiren mich nicht und ich nehme das Leben, auch jetzt noch, am liebsten als ein Bilderbuch, um darin zu blättern. Ueber Land fahren und an einer Waldecke sitzen, zusehen, wie das Korn geschnitten wird und die Kinder die Mohnblumen pflücken, oder auch wohl selber hingehen und einen Kranz flechten und dabei mit kleinen Leuten von kleinen Dingen reden, von einer Geiz, die verloren ging oder von einem Sohn, der wieder kam, das ist meine Welt, und ich bin glücklich gewesen, so lang ich darin leben konnte. Dann, ich war noch ein halbes Kind, wurd' ich aus dieser Welt herausgerissen, um in die große Welt gestellt zu werden und ich habe mich, so lang es galt, auch ihrer Freuden gefreut und an ihren Thorheiten und Verirrungen Theil genommen. Aber jetzt, jetzt sehne ich mich wieder zurück, ich will nicht sagen, in »kleine Verhältnisse«, die würd' ich nicht ertragen können — aber doch zurück nach Stille, nach Idyll und Frieden, und gönnen Sie mir es auszusprechen, auch nach Unschuld. Ich habe Schuld genug gesehen. Und wenn ich auch durch all' mein Leben hin in Eitelkeit befangen geblieben bin und der Huldigungen nicht entbehren kann, die meiner Eitelkeit Nahrung geben, so will ich doch, ja, Freund, ich will es, daß diesen Huldigungen eine bestimmte Grenze gegeben werde. Das habe ich geschworen, fragen Sie nicht wann und bei welcher Gelegenheit, und ich will diesen Schwur halten und wenn ich darüber sterben sollte. Forschen Sie nicht weiter. Es ist hier mehr Tragödie zu Haus, als Sie wissen. Und nun verlassen Sie mich, ich bitte Sie. Der Arzt kann jeden Augenblick kommen und ich möchte nicht, daß mein Puls ihm verriethe, wie sehr ich seine Vorschriften mißachtet habe.“

Vierundzwanzigstes Kapitel.

In großer Bewegung hatte Gordon Cécile verlassen und erst auf dem Heimwege kam er wieder zur Besinnung und überdachte sein Benehmen. Er hatte sich wirklich dem Augenblick überlassen und war, als er sie so krank und schmerzlich=resignirt sah, nur voll herzlicher Theilnahme gewesen. Aber dies Gefühl reiner Theilnahme hatte nicht ange-dauert. Aller Krankheit und Resignation unerachtet, oder vielleicht auch gesteigert dadurch, war etwas Bestrickendes um sie her gewesen, und diesem Zauber auf's Neue hingegeben, war er in eine Sprache verfallen, die zu mäßigen er nach dem Inhalt von Clothildens Briefe nicht mehr für geboten gehalten

hatte. Worte waren gesprochen, Andeutungen gemacht worden, die vor einer Woche noch unmöglich gewesen wären. „Ja,“ schloß er seine rückblickende Betrachtung, „so war es, so verlief es. Und dann antwortete sie so dringend, wie nie zuvor und zugleich so demüthig wie immer.“

Unter solchem Selbstgespräche war er bis an das Thiergarten-Hôtel und gleich danach bis in die unmittelbare Nähe der Lenné-Straße gekommen. Aber zu Hause, zwischen Alltagsmöbeln und bei nichts Besserem als zwei Schweizerlandschaften in Delbruck, die schon unter gewöhnlichen Verhältnissen eine Qual für ihn waren, sich einzuspferchen, widerstand ihm heute doppelt und so ging er an seiner Wohnung vorüber und auf eine Bank zu, die, trotzdem die Octobersonne einladend darauf schien, unbesezt war.

Er lehnte sich, den Arm ausstützend, in eine der Ecken und sann und rechnete, bis allmählich eine Bilderreihe, darin es auch an grotesken Gestalten nicht fehlte, die Reihe seiner Gedanken ablöste. Vorauf erschien die schöne Frau von Zacha, ganz in Krepp mit großen schwarzen Jet-Perlen dreimal um Brust und Hals, und an den Perlen ein Crucifix bis auf den Gürtel. Und dann sah er Cécile, wie sie die Straße hinauffah. Und dann kamen die, auf die sie wartete: erst ein Alter in Jagdhoppe, rüstig und jovial und mit grauem Backenbart, englisch gestutzt und geschnitten, und dann ein Junger in Reisekostüm, fein und durchsichtig, und hüftelnd, und dann ein Dritter in Uniform, mit hohen Schultern und Gold am Kragen. Und er mußte lachen und sagte: „Marinelli. Ja, Kleinerfürsten-Hofmarschall . . . Und in der Welt hat sie gelebt. Traurig genug. Aber was beweist es? Soll ich daraus herleiten, daß sie mir eine Komödie vorgespielt und alles nichts sei wie der Zargon einer schönen Frau, die sich unbefriedigt fühlt und die langen öden Stunden ihres Daseins mit einer Liebesintrigue kürzen möchte? Nein. Wenn dies Lug und Trug ist, dann ist Alles Lüge, dann bin ich entweder unfähig, wahr von unwahr zu unterscheiden, oder die Kunst der Verstellung hat in den sieben Jahren meiner Abwesenheit wahre Riesenfortschritte gemacht, solche, daß ich mit meiner schwachen Erkenntniß nicht mehr folgen kann.“

Er wollte sich losmachen von diesen und ähnlichen Betrachtungen, aber es brodelte weiter in seiner Seele. „Die Welt ist eine Welt der Gegensätze, draußen und drinnen, und wohin das Auge fällt, überall Licht und Schatten. Die dankbarsten Menschen überschlagen sich plötzlich in Undank und die Frommen, mit dem seligen Hiob an der Spitze, murren wider Gott und seine Gebote. Was hat nicht alles Platz in einem Menschenherzen? Alles verträgt sich, man rückt mit gut und böß ein bis-

chen zusammen, und wer heute sittlich ist und morgen frivol, kann heute gerade so ehrlich sein wie morgen. Clothilde hatte Recht, als sie mich ermahnte, das Kind nicht mit dem Bade zu verschütten. Und was sagte Rosa: »die arme Frau«. Sie muß also doch Züge herausgefunden haben, die Theilnahme verdienen. Und das sagt viel. Denn die Weiber sind untereinander am strengsten und wo sie pardonniren, da muß Grund für Gnade sein.“

In diesem Augenblicke kam eine Spreewalds-Amme mit einem Kinderwagen und nahm neben ihm Platz. Er sah nach ihr hin, aber die gewulsteten Hüften sammt dem Ausdruck von Stupidität und Sinnlichkeit waren ihm in der Stimmung, in der er sich befand, geradezu widerwärtig, und so stand er — übrigens zu sichtlicher Verwunderung seiner Bankgenossin — rasch auf, um weiter in die Parkanlagen hinein zu gehen.

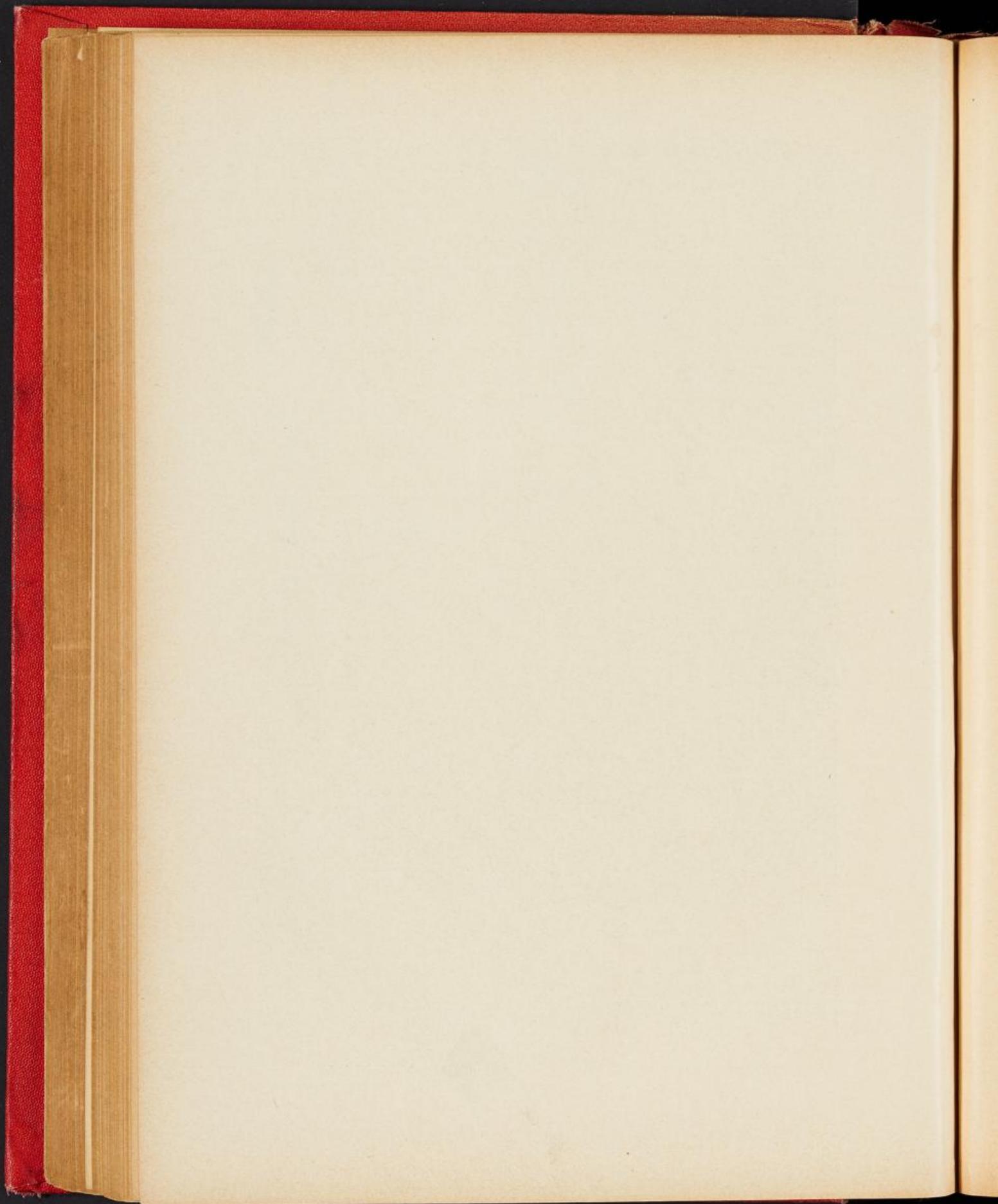
Als er nach einer Stunde müd' und abgESPANNT nach Hause kam, übergab ihm der Portier einen Brief und ein Telegramm. Der Brief war von Cécile, soviel sah er an der Aufschrift und die Frage, woher die Depeche komme, war ihm deshalb, momentan wenigstens, gleichgültig. Er stieg hastig in seine Wohnung hinauf um zu lesen, oben aber überkam ihn eine Furcht. Endlich erbrach er den Brief. Er lautete: „Lieber Freund. Es geht nicht so weiter. Seit dem Tage, wo wir das kleine Diner hatten, sind Sie verändert, verändert in Ihrem Tone gegen mich. Ich sprach es Ihnen schon aus und wiederhole, daß ich darauf verzichte, nach dem Grunde zu forschen. Aber was der Grund auch sei, fragen Sie sich, ob Sie den Willen und die Kraft haben, sich zu dem Tone zurückzufinden, den Sie früher anschlügen und der mich so glücklich machte. Prüfen Sie sich, und wenn Sie antworten müssen »nein«, dann lassen Sie das Gespräch, das wir eben geführt haben, das letzte gewesen sein. Es gilt Ihr und mein Glück. Die zitternde Handschrift wird Ihnen am besten sagen, wie mir um's Herz ist, das in allen Stücken nicht will, wie's soll. Aber ich beschwöre Sie: Trennung oder das Schlimmere bricht herein. Ueber kurz oder lang würde Sie der Beruf, den Sie gewählt, doch wieder in die Welt hinausgeführt haben — greifen Sie dem vor. Ich vergesse Sie nicht. Wie könnt' ich auch! Immer die Ihrige Cécile.“

Er war bewegt, am bewegtesten durch das rückhaltlose Geständniß ihrer Reigung. Aber er ersah eben daraus auch den ganzen Ernst dessen, was sie nebenher noch schrieb, sie hätte sich sonst zu solchem Geständnisse nicht hinreißten lassen.

„Ob ich den Willen und die Kraft habe, fragt sie. Nun, den Willen, ja. Aber nicht die Kraft. Vielleicht, weil auch der Wille nicht der ist, der



Das Portrait. Nach dem Gemälde von Eduard Knackfuß.



er sein sollte. Woher sollt' ich ihn auch nehmen? Ich kann hier nicht leben und an ihrem Hause Tag um Tag gleichgiltig vorübergehen, als wüßte ich nicht, wer hinter den herabgelassenen Rouleaux seine Lage vertrauert. Und so hab' ich denn Beides nicht, nicht die Kraft und nicht den Willen."

Als er so sprach, überflog er noch einmal die letzten Zeilen und griff dann erst nach dem Telegramm. Es kam aus Bremen und enthielt die kurze Weisung, herüber zu kommen, weil sich dem Unternehmen Seitens der dänischen Regierung neue Schwierigkeiten in den Weg gestellt hätten.

"Ohne den Brief wäre mir das Telegramm ein Greuel gewesen, jetzt ist es mir ein Fingerzeig, wie damals der Befehl, der mich aus Thale wegrief. Nur daß die Situation von heute pressanter und das Glück im Unglück erschütterlicher ist. Es bleibt ewig wahr, man soll nicht mit dem Feuer spielen. Trivialer Satz. Aber die trivialsten Sätze sind immer die wahrsten. Und so denn also Rückzug! Er wird mir leichter, als ich's vor einer Stunde noch gedacht hätte, denn Alles, was gut und verständig in mir ist, stimmt mit ein und kommt mir zu Hülfe. Sich dupiren lassen oder Spielzeug einer Weiberlaune zu sein, widersteht mir. Aber hier ist nichts von dem allem, nicht Dupirung, nicht Weiberlaune, nicht Spiel. Arme Cécile. Dir ist die höhere Moral nicht an der Wiege gesungen worden und Oberschlesien mit Adelsanspruch und Adelsarmuth war keine Schule dafür. Nur zu wahr. Aber es war ein guter Fond in ihr, ein ästhetisches Element, etwas angeboren Feinsüßliches, das sie gelehrt hat, echt von unecht und Recht von Unrecht zu unterscheiden. Etwas aus der Zeit, wo die »Pilzchen« mit dem Roi Champignon auf dem Tisch standen, ist ihr freilich geblieben und wird ihr bleiben, aber sie will aus dem alten Menschen heraus, aufrichtig und ehrlich, und sie daran hindern zu wollen wäre niedrig und geradezu schlecht. Also weg, fort! Leben heißt Hoffnungen begraben."

Er sprach es in gutem Glauben vor sich hin. Aber plötzlich besann er sich und lächelte: „Hoffnungen, — ideales Wort, das für meine Wünsche, wie sie nun mal sind oder wenigstens waren, nicht recht passen will. Aber müssen denn Hoffnungen immer ideal sein, immer weiß wie die Lilien auf dem Felde? Nein, sie können auch Farbe haben, roth wie der Fingerring, der oben auf den Bergen stand. Aber weiß oder roth, weg, weg."

Und er klingelte nach der Wirthin und gab Ordres für seine Abreise.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Den andern Morgen war er in Bremen und nahm Wohnung in Hillmann's Hotel, einem ent-

zückenden Gasthause, das er schon aus früheren Aufenthalten kannte. Die Fenster in seinem Zimmer standen auf und er sah abwechselnd über die die Vorstadt von der Altstadt trennende Esplanade hin in die buntbelebte Bögestraße hinein und dann wieder unmittelbar auf eine neben der ganzen Hotel-front hinlaufende, mit Kies bestreute Rampe, darauf die Gäste saßen und eben ihren Frühstückee nahmen. Denn es war noch milde Luft und die mächtigen Bäume des benachbarten Wallgangs bildeten einen Schirm, der die ganze Rampe zu einer windgeschützten Stelle machte. Hier wollt' er auch sitzen, und als er sich umgekleidet hatte, stieg er treppab und nahm an einem der Tische Platz. Das Treiben, das vorüberwogte: Kollwagen, die nach dem Hafen fuhren, Mägde, die zu Markt und Kinder die zur Schule gingen, alles that ihm wohl und gab ihm ein stilles Behagen wieder, das er seit dem Tage, wo Clothildens Brief eintraf, nicht mehr gekannt hatte. Dabei sah er Cécile beständig vor sich, die, wie ein hinschwindendes Nebelbild, ihn aus weiter Ferne her zu grüßen und doch zugleich auch abzuwehren schien. Das war die rechte Stimmung und er ließ sich Papier und Schreibzeug bringen und schrieb:

„Hochverehrte gnädigste Frau, liebe theure Freundin. Als ich gestern Nachmittag Ihre Zeilen empfing, empfing ich auch ein Telegramm, das mich hierher berief. Es hätte mich noch 24 Stunden vorher unglücklich gemacht, jetzt war es mir willkommen und half mir, wie schon einmal, über Schwanken und Kämpfe fort.

Ich soll mich zurückfinden in den Ton unserer glücklichen Tage, so schrieben Sie mir gestern. Mit Ihnen am selben Orte, dieselbe Luft athmend, würd' ich es nie gekonnt haben; aber in dieser Trennung werd' ich es können oder es lernen, weil ich es lernen muß. Es ist noch früh am Tag und ich habe noch Niemand aus dem Kreise meiner Auftragegeber gesprochen, aber wenn sich mir erfüllt, was ich von Herzen wünsche, so brechen alle Verhandlungen ab, die mich an diese Küste fesseln und an ihre Stelle treten wieder Missionen, die mich auf's Neue weit in die Welt und in die Fremde hinausführen. Denn in der Fremde nehmen wir, zurückblickend, das Bild für die Wirklichkeit und die Sehnsucht, die sonst uns quälen würde, wird unser Glück. Ueber lang oder kurz hoff ich wieder über die Schneepässe des Himalaya zu gehen, überall aber, und je höher hinauf, desto mehr, werd' ich der zurückliegenden schönen Tage gedenken, an Quedlinburg und Altenbrak und das Denkmal auf der Klippe. . . Träume nur und Visionen, aber man nimmt seinen Trost wie und wo man ihn findet. Liebe, theure Freundin, Ihr innigst ergebener Leslie-Gordon."

Gordon sah einer Antwort entgegen, aber sie kam nicht, was ihn anfangs halb beunruhigte, halb verstimmt. Die geschäftlichen Verhandlungen indes, die den October über andauerten und ihn zu Vermessungen und sonstigen Feststellungen erst nach Schleswig und dann hoch hinauf bis an den Limfjord führten, ließen eine Kopfhängerei nicht aufkommen. Erinnerungen erfüllten sein Herz, aber jedes leidenschaftliche Gefühl schien begraben, und er freute sich der Wendung, die diese Lebensbegegnung, deren Gefahren er wohl einsah, schließlich genommen hatte.

So war seine Stimmung, als er ganz unerwartet die Weisung erhielt, abermals nach Berlin zurückzukehren. Er erschraf fast, aber die Verhältnisse gestatteten ihm keine Wahl und an einem grauen November-Nachmittage, dessen Nebel sich in dem Augenblicke, wo der Zug hielt, zu einem Landregen verdichtete, traf er in Berlin ein und stieg in dem Hôtel du Parc ab, in demselben Hôtel also, darin er während seines September-Ausenthaltes täglich verkehrte und seinen Mittagstisch genommen hatte.

Das Zimmer, das ihm angewiesen wurde, lag eine Treppe hoch, nach der Bellevuestraße hinaus und hatte den Blick auf das von Bäumen umstellte Podium, auf dem er ehedem, wenn er vom Hofenplage kam, manch' glückliche Stunde verplaudert hatte. Das lag nun zurück und auch die Scenerie war nicht mehr dieselbe. Die Kastanienbäume, die damals, wenn auch schon angegelbt, noch in vollem Laube gestanden hatten, zeigten jetzt ein kahles Gezweig, und vom Dach her, just an der Stelle, wo man den ganzen sommerlichen Tisch- und Stühle-Vorrath übereinander gethürmt hatte, fiel der Regen in ganzen Cascaden auf das Podium nieder.

Gordon überkam ein Frösteln.

„Hoffentlich ist das nicht die Signatur meiner Berliner Tage. Das würde wenig versprechen. Aber am Ende, was kann man von einem November-Nachmittage erwarten! »Some days must be dark and dreary«, — ich weiß nicht, sagt es Tennyson oder Longfellow, jedenfalls einer von Beiden, und wenn etliche Tage »dunkel und traurig« sein müssen, nun denn, warum nicht dieser? Ein Feuer im Ofen und eine Tasse Kaffee werden übrigens die Situation um ein Erhebliches verbessern.“

Er zog die Klingel, gab seine Ordres und that einige Fragen an den Kellner.

„Was giebt es im Theater?“

„Störenfried.“

„Etwas antik. Und im Opernhause?“

„Tannhäuser.“

„Haben Sie Billets?“

„Ja, Parquet und ersten Rang. Niemann singt und die Voggenhuber.“

„Gut. Erster Rang. Deponiren Sie's beim Portier.“

* * *

Kurz vor 7 hielt die Droschke vor dem Opernhause und der allezeit bereit stehende Wagenschlag-Deffner sagte mit der ihm eigenen und bei Glatteis und trockenem Wetter immer gleich klingenden Fürsorge: „Nehmen Sie sich in Acht.“

Gordon freute sich des voll und glänzend besetzten Hauses und ließ von seinem Umschauhalten erst ab, als der Taktstock sich erhob und die Ouverture begann. Er kannte jeden Ton und folgte mit Verständniß und Freudigkeit, bis er plötzlich, in einer ihm gegenüber liegenden Loge, Cécile's gewahr wurde. Sie saß vorn an der Brüstung, neben ihr der Geheimrath, der ihr, während der Fächer sie halb verdeckte, kleine Bemerkungen zuflüsterte, wobei beider Köpfe sich berührten. So wenigstens schien es Gordon. Und nun ging der Vorhang auf. Aber er sah und hörte nichts mehr und starrte nur, während er Kinn und Mund in seine linke Hand vergrub, nach der Loge hinüber, ganz und gar seiner Eifersucht hingegeben und von einem prickelnden Verlangen erfüllt, lieber zu viel als zu wenig zu sehen. Es schien aber, daß Beide dem Spiele nicht nur oberflächlich, sondern aufmerksam und mit einem gewissen Ernste folgten, und nur dann immer, wenn eine leere Stelle kam, beugte sich der eine zum andern und sprach abwechselnd ein kurzes Wort, das von Seiten Cécile's meistens mit einem Lächeln, von Seiten des Geheimrathes aber mal auf mal mit einem komisch gravitätischen Kopfnicken beantwortet wurde.

Gordon litt Höllequalen und über seiner Rache brütend, war er nur darüber in Zweifel, ob er sich im gegebenen Moment (und der Moment mußte sich geben) lieber als »Böses Gewissen« oder als »Mephisto« geriren solle. Natürlich entschied er sich für das Letztere. Spott und superiöre Wigalei waren der allein richtige Ton und als ihm dies fest stand, fiel zum ersten Male der Vorhang.

Drüben aber leerte sich die Loge, darin nur Cécile mit ihrem Hausfreunde zurückblieb.

Und nun stürmte Gordon hinüber, um sich der gnädigen Frau vorzustellen.

Der Geheimrath hatte sein Glas genommen und musterte den Vorhang. Als er sich eben wieder wandte, vielleicht um seiner Freundin und Nachbarin eine kunstkritische Bemerkung über Arion und noch wahrscheinlicher über die badelustige Nereiden-gruppe zuzusüßeln, sah er den inzwischen eingetretenen Nebenbuhler, der, mit halbem Grufz ihn streifend, sich eben gegen Cécile verneigte.

„Welches Glück für mich, meine gnädigste Frau,“ begann Gordon in seinem spitzesten Tone: „Sie schon heut und an dieser Stelle begrüßen zu dürfen. Ich hatte vor, mich Ihnen morgen im Laufe des Tages zu präsentiren. Aber es trifft sich günstiger für mich. Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen?“

Cécile zitterte vor Erregung und fand in dem Krampf, der ihr die Sprache zu rauben drohte, nichts als die mit höchster Anstrengung gesprochenen Worte: „Die Herren kennen einander? Geheimrath Hedemeyer, . . . Herr v. Gordon.“

„Hatte bereits die Ehre,“ sagte Gordon, während er sich auf einem der freigewordenen Plätze niederließ. Gleich danach aber, sich legend auf eine Seitentlehne stützend, fuhr er im Tone forcirter guter Laune fort: „Ein volles Haus, meine Gnädigste, jedenfalls voller als man bei einer Oper glauben sollte, die nun schon dreißig Jahre spielt und Jeder auswendig kennt. Es muß der Stoff sein oder die glänzende Besetzung. Ich vermüthe Niemand. Er ist doch der geborene Tamphäuser und kein anderer reicht da heran. Wenigstens nicht auf der Bühne. Für mich sind es Auffrischungen aus Tagen her, in denen ich noch des Vorzugs genoß, mit der silbernen Gardelise, deren sich, einigermassen überraschlich, auch das Regiment »Eisenbahn« erfreut, hier sitzen zu dürfen, halb als Kunst-Enthusiast, halb als militärisches Haus-Ornament. Uebrigens empfang' ich den Eindruck, als ob Kamerad Hülsen immer noch seine Gnadenjonne über Gerechte und Ungerechte scheinen lasse. Sehen Sie da drüben, meine Gnädigste! Die reine *Levée en masse*, wie gewöhnlich mit Regiment Alexander an der Spitze.“

Cécile hörte den spöttischen Ton nur halb heraus, desto deutlicher der Geheimrath, der denn auch, um den draußen in der Welt von »Europens über-tünchter Höflichkeit« freigewordenen »Canadier« zu markiren, mit der ihm eigenen Ironie replicirte: „Sie waren nur sieben Jahre fort, Herr von Gordon? Ich dachte länger.“

Gordon, der den Werth einer gelungenen mali-ciösen Bemerkung auch dann noch zu schätzen wußte, wenn sich die Spitze derselben gegen ihn selber richtete, fand sich momentan in eine leichte gute Stimmung zurück und antwortete: „Zu dienen, mein Herr Geheimrath; leider nur sieben Jahre, weshalb ich vorhabe, die Zahl baldmöglichst zu verdoppeln und zwar um meiner weiteren Aus-bildung willen. Natürlich Charakterausbildung. Glückt es, so hoff' ich einen richtigen Naturmenschen zu erzielen, an dem nichts Falsches ist, auch nicht einmal äußerlich. Aber ich sehe die Loge fängt an, ihre früheren Zusassen wieder aufzunehmen und mich an Rückzug zu mahnen. Ich darf mich doch

der gnädigen Frau recht bald in Ihrer Wohnung vorstellen?“

„Zu jeder Zeit, Herr von Gordon,“ sagte Cécile. „Lassen Sie mich nicht länger warten, als Ihre geschäftlichen Obliegenheiten es fordern. Ich bin so begierig von Ihnen zu hören.“

All' das wurd' in Hast und Verlegenheit gesprochen und sie wußte kaum, was sie sagte. Gordon aber empfahl sich und ging in seine Loge zurück.

In dieser angekommen, gab er sich das Ansehen, als ob er dem zweiten Act mit ganz besonderem Interesse folge und wirklich nahm ihn der Wartburg-Saal und das Erscheinen der Sänger eine Weile gefangen. Aber nicht auf lang, und als er wieder hinüber sah, sah er, daß Cécile die Loge verließ und der Geheimrath ihr folgte.

Das war mehr, als er tragen konnte; tollte Bilder schossen in ihm auf und jagten sich und ein Schwindel ergriff ihn. Als er es mühsam überwunden, sah er nach der Uhr. „Halb neun. Spät, aber nicht zu spät. Und sie sagte ja: »zu jeder Zeit willkommen.«“

Und damit erhob er sich, um dem flüchtigen Paare zu folgen. fand er sie, schlimm genug, fand er sie nicht . . . Er mocht' es nicht ausdenken.

Sechszwanzigstes Kapitel.

„Ah, Herr von Gordon“ sagte die Jungfer, als der zu so später Stunde noch Vorsprechende mit aller Kraft (vielleicht um sein schlechtes Gewissen zu betäuben) die Klingel gezogen hatte.

„Treff' ich die gnädige Frau?“

„Ja. Sie war im Theater, ist aber eben zurück. Die Herrschaften werden sehr erfreut sein.“

„Auch der Herr Oberst zugegen?“

„Nein, der Herr Geheimrath.“

Gordon wurde gemeldet und ehe noch die Antwort da war, daß er willkommen sei, trat er bereits ein.

Cécile und der Geheimrath waren gleichmäßig frappirt und das spöttische Lächeln des Letztern schien ausdrücken zu wollen: „Etwas stark.“

Gordon sah es sehr wohl, ging aber drüber hin und sagte, während er Cécile die Hand küßte: „Verzeihung, meine gnädige Frau, daß ich von Ihrer Erlaubniß einen so schnellen Gebrauch mache. Aber offen gestanden, im selben Augenblicke, wo Sie die Loge verließen, war mein Interesse hin und nur noch der Wunsch lebendig, den Abend an Ihrer Seite verplaudern zu dürfen. Als Antritts-Bisite keine ganz passende Zeit. Indessen Ihr freundliches Wort . . . Und so verzeihen Sie denn die späte Stunde.“

Cécile hatte sich inzwischen gesammelt und sagte mit einer Ruhe, die deutlich zeigte, daß ihr unter diesem unerhörten Benehmen ihr Selbstbewußtsein zurückzuführen beginne: „Lassen Sie mich Ihnen wiederholen, Herr von Gordon, daß Sie zu jeder Zeit willkommen sind. Und die späte Stunde, von der Sie sprechen. . . . Nun, ich entsinne mich eines Plauderabends mit dem Hofsprenger, wo Sie später kamen. Auch aus dem Theater. Es war ein Don Juan-Abend und Sie hatten den Schluß abgewartet.“

„Ganz recht, meine gnädigste Frau. Man will immer gern wissen, was aus dem Don Juan wird.“

„Und aus dem Majetto“ setzte Hedemeyer hinzu, während er sich von dem Fauteuil, auf dem er eben erst Platz genommen hatte, wieder erhob.

„Aber Sie wollen doch nicht schon aufbrechen, mein lieber Geheimrath“, unterbrach ihn Cécile, der in diesem Augenblick ihre ganze Verlegenheit zurückkehrte. „Schon jetzt, schon vor dem Thee. Nein, das dürfen Sie mir nicht anthun und Herrn von Gordon nicht, der ein gutes Gespräch liebt. Und was hat er an dem, was ich ihm sage. Nein, nein, Sie müssen bleiben.“ Und sie zog die Glode. . . . „Den Thee, Marie. . . . Hören Sie doch, lieber Freund, wie draußen der Regen fällt. Ich erwarte noch den Hofsprenger; er hat es mir zugesagt. Noch einmal also, Sie bleiben.“

Aber der Geheimrath war unerbittlich und sagte: „Meine gnädigste Frau, der Club und die L'hombrepartie warten auf mich. Und wenn es auch anders läge, man soll nie vergessen, daß man nicht allein auf der Welt ist. Es wär' ein Unrecht, Herrn von Gordon so benachtheiligen zu wollen. Er hat viele Wochen hindurch Ihrer Unterhaltung entbehren müssen und Sie der seinigen; nun bringt er Ihnen eine Welt von Neuigkeiten und ich bin nicht indiscret genug, bei diesen Mittheilungen stören zu wollen. Wenn Sie gestatten, sprech' ich morgen wieder vor. Vorläufig darf ich vielleicht dem Herrn Obersten einen herzlichen Empfehl bringen. Auch von Ihnen, Herr von Gordon?“

Gordon begnügte sich damit, sich kalt und förmlich gegen den Geheimrath zu verneigen, der, inzwischen an Cécile herangetreten, ihre Hand an seine Lippen führte. „Wie gerne wär' ich geblieben. Aber es ist gegen meine Grundsätze. Nennen Sie mir nicht den Hofsprenger; Hofsprenger stören nie. Wer berufsmäßig Beichte hört, steht über der Indiscretion. Uebrigens ist er noch nicht da. Bis morgen also, bis morgen.“ Und er ging. Im selben Augenblicke brachte Marie den Thee. Sie wollte den Tisch arrangiren, aber Cécile, die das, was in ihr vorging, nicht länger zurückdämmen konnte, sagte: „Lassen Sie, Marie“ und wandte sich dann rasch und mit vor Erregung und fast vor

Jorn zitternder Stimme gegen Gordon. „Ich bin indignirt über Sie, Herr von Gordon. Was bezwecken Sie? Was haben Sie vor?“

„Und Sie fragen?“

„Ja, noch einmal: was haben Sie vor? was bezwecken Sie? Sprechen Sie mir nicht von Ihrer Neigung. Eine Neigung äußert sich nicht in solchem Affront. Und in welchem Lichte müssen Sie dem Geheimrath erschienen sein.“

„Jedenfalls in keinem zweifelhafteren, als er mir. Lassen Sie das meine Sorge sein.“

„Aber in welchem Lichte lassen Sie mich vor ihm erscheinen. Und Sie begreifen, mein Herr von Gordon, daß das meine Sorge ist. Ich habe Sie für einen Cavalier genommen, oder, da Sie das Englische so lieben, für einen Gentleman und sehe nun, daß ich mich schwer und bitter in Ihnen getäuscht habe. Schon Ihr Besuch in der Loge war eine Beleidigung; nicht Ihr Erscheinen an sich, aber der Ton, der Ihnen beliebte, die Blicke, die Sie für gut fanden. Ich habe Sie verwöhnt und mein Herz vor Ihnen ausgeschüttet, ich habe mich angeklagt und erniedrigt, aber anstatt mich hochherzig aufzurichten, scheinen Sie zu fordern, daß ich immer kleiner vor Ihrer Größe werde. Meiner Tugenden sind nicht viele, Gott sei's geklagt, aber eine darf ich mir unter Ihrer eigenen Zustimmung vielleicht zuschreiben, und nun zwingen Sie mich, dies Einzige was ich habe, mein bishen Demuth in Hochmuth und Prahlerei zu verkehren. Aber Sie lassen mir keine Wahl. Und so hören Sie denn, ich bin nicht schutzlos. Ich beschwöre Sie, zwingen Sie mich nicht, diesen Schutz anzurufen, es wäre Ihr und mein Verderben. Und nun sagen Sie, was soll werden? Wo steckt Ihr Titel für all dies? Was hab' ich gesucht, um dieses Neckerste zu verdienen? Erklären Sie sich.“

„Erklären, Cécile! Das Räthsel ist leicht gelöst: ich bin eifersüchtig.“

„Eifersüchtig. Und das sprechen Sie so hin, wie wenn Eifersucht Ihr gutes und verbriehtes Recht wäre, wie wenn es Ihnen zustünde, mein Thun zu bestimmen und meine Schritte zu controliren. Haben Sie dies Recht? Sie haben es nicht. Aber wenn Sie's hätten, eine vornehme Gesinnung verleugnet sich auch in der Eifersucht nicht, ich weiß das, ich habe davon erfahren. Sie konnten Schlimmeres thun, als Sie gethan haben, aber nichts Kleineres und nichts Unwürdigeres.“

„Nichts Unwürdigeres! Und was ist es denn, was ich gethan habe? Was sich erklärt, ist auch verzeihlich. Cécile, Sie sind strenger gegen mich, als Sie sollten; haben Sie Mitleid mit mir. Sie wissen, wie's mit mir steht, wie's mit mir stand vom ersten Augenblick an. Aber ich bezwang mich. Dann kam der Tag, an dem ich Ihnen alles

bekannte. Sie wiesen mich zurück, beschworen mich, Ihren Frieden nicht zu stören. Ich gehorchte, nied sie, ging. Und der erste Tag, der mich nach langen Wochen und, Gott ist mein Zeuge, durch einen baren Zufall wieder in Ihre Nähe führt, was zeigt er mir? Sie wissen es. Sie wissen es, daß dieser spize, hämische Herr von Anfang an mein Widerpart war, mein Gegner, der ein Recht zu haben glaubt, sich über mich und meine Neigung zu moquieren. Und eben er, er mir vis-à-vis in der Loge, sicherer und juffizanter denn je zuvor, und neben ihm meine vergötterte Cécile, lachend und heiter hinter ihrem Fächer und sich ihm zubeugend, als könne sie's nicht abwarten, immer mehr von seinen Trivolitäten einzusaugen, von all dem süßen Gift, darin er Meister ist. Ach, Cécile, meine Resignation war aufrichtig und ehrlich, ich schwör' es Ihnen; ich kam nicht wieder, um Ihre Ruhe zu stören, aber einen Andern bevorzugt sehen und so, so, das war mehr als ich ertragen konnte. Das war zu viel."

All das wurde gesprochen, während beide heftig erregt über den Teppich hinschritten; das Flämmchen unter dem Wasserkessel brannte weiter und der Dampf stieg in kleinen Säulen zwischen den beiden Bronze-Lampen in die Höh. Alles war Frieden um sie her und Cécile nahm jetzt seine Hand und sagte: „Setzen wir uns, vielleicht daß wir dann ruhigere Worte finden . . . Sie suchen es alles an der falschen Stelle. Nicht meine Haltung im Theater ist schuld und nicht mein Lachen oder mein Fächer und am wenigsten der arme Geheimrath, der mich amüfirt, aber mir ungefährlich ist, ach, daß Sie wüßten wie sehr. Nein, mein Freund, was schuld ist an Ihrer Eifersucht oder doch zum mindesten an der allem Herkömmlichen Hohn sprechenden Form, in die Sie Ihre Eifersucht kleiden, das ist ein andres. Sie sind nicht eifersüchtig aus Eifersucht; Eifersucht ist etwas Verbindliches, Eifersucht schmeichelt uns, Sie aber sind eifersüchtig aus Ueberheblichkeit und Sittenrichterei. Da liegt es. Sie haben eines schönen Tages die Lebensgeschichte des armen Fräuleins v. Zacha gehört und diese Lebensgeschichte können Sie nicht mehr vergessen. Sie schweigen, und ich sehe daraus, daß ich's getroffen habe. Nun, diese Lebensgeschichte, so wenigstens glauben Sie, giebt Ihnen ein Anrecht auf einen freieren Ton, ein Anrecht auf Forderungen und Rücksichtslosigkeiten, und hat Sie veranlaßt, an diesem Abend einen doppelten Einbruch zu versuchen, jetzt in meinen Salon und schon vorher in meine Loge . . . Nein, unterbrechen Sie mich nicht . . . ich will alles sagen, auch das Schlimmste. Nun denn, die Gesellschaft hat mich in den Bann gethan, ich seh' es und fühl' es, und so leb' ich denn von der Gnade derer, die meinem Hause die Ehre

anthun. Und jeden Tag kann diese Gnade zurückgezogen werden, selbst von Leuten wie Kossow und der Baronin. Ich habe nicht den Anspruch, den andre haben. Ich will ihn aber wieder haben und als ich, auch ein unvergeßlicher Tag, heimlich und voll Entsetzen in das Haus schlich, wo der erschossene Dzialinsky lag und mich mit seinen Todtenaugen ansah, als ob er sagen wollte: „Du bist Schuld“, da hab' ich's mir in meine Seele hineingeschworen, nun, Sie wissen was. Und ob ich in der Welt Eitelkeiten stecke, heut und immerdar, Eines dank' ich der neuen Lehre: das Gefühl der Pflicht. Und wo dies Gefühl ist, ist auch die Kraft. Und nun sprechen Sie; jetzt will ich hören. Aber sagen Sie mir Freundliches, das mich tröstet und verfähnt und mich wieder an Ihr gutes Herz und Ihre gute Gesinnung glauben macht und mir Ihr Bild wiederherstellt. Sprechen Sie . . .“

Gordon sah vor sich hin und um seinen Mund war ein Zucken und Zittern, als ob die Worte, die sie so warm und wahr gesprochen, doch eines Eindrucks auf ihn nicht verfehlt hätten. Aber im selben Augenblicke trat das Bild wieder vor seine Seele, davon er, vor wenig Stunden erst, Zeuge gewesen war, und verlegt in seiner Eitelkeit, gequält von dem Gedanken, ein bloßes Spielzeug in Weiberhänden, ein Opfer alleralltäglicher List und Laune zu sein, fiel er in sein kaum beschwichtigtes Mißtrauen und schlimmer in den Ton bitteren Spottes zurück.

„Sie sind so beredt, Cécile,“ sprach er vor sich hin. „Ich wußte nicht, daß Sie so gut zu sprechen verstehen.“

„Und doch ist es nicht lange, seit ich Ihnen Aehnliches und mit gleicher Eindringlichkeit sagen mußte. Schlimm genug, daß mir Ihr Wiedererscheinen eine Wiederholung nicht ersparte. Was Sie Beredsamkeit nennen, nenn' ich einfach ein Herz.“

„Und ich habe diesem Herzen geglaubt!“

„Sie haben ihm geglaubt. Also in diesem Augenblicke nicht mehr! Und was glauben Sie jetzt? Was glauben Sie noch?“

„Daß wir uns Beide getäuscht haben . . . Wir bleiben unsrer Natur getreu, das ist unsre einzige Treue . . . Sie gehören dem Augenblick an und wechseln mit ihm. Und wer den Augenblick hat . . .“

Er brach ab, verbeugte sich und verließ das Zimmer, ohne weiter ein Wort des Abschieds oder der Versöhnung gesprochen zu haben. Im Vorzimmer schoß er, mit allen Zeichen äußerster Erregung, an Dörffel vorüber, der einen Augenblick später in den Salon eintrat.

Als Cécile seiner ansichtig wurde, stürzte sie dem väterlichen Freund entgegen und beschwor ihn unter Thränen um seinen Beistand und seine Hülfe.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Cécile kam spät zum Frühstück und St. Arnaud, das Zeitungsblatt aus der Hand legend, sah auf den ersten Blick, daß sie wenig geschlafen und viel geweint hatte. Sie begrüßten sich und wechselten dann einige gleichgiltige Worte. Gleich danach nahm St. Arnaud die Zeitung wieder auf und schien lesen zu wollen. Aber er kam nicht weit, warf das Blatt fort und sagte, während er die Tasse bei Seite schob: „Was ist das mit Gordon?“

„Nichts.“
 „Nichts! Wenn es nichts wäre, so früg' ich nicht und Du wärst nicht verwacht und verweint. Also heraus mit der Sprache. Was hat er gesagt? Oder was hat er geschrieben? Er schrieb in einem fort. Ewige Briefe.“

„Willst Du sie lesen?“

„Unsinn. Ich kenne Liebesbriefe; die besten kriegt man nie zu sehen und was dann bleibt, ist gut für nichts. Uebrigens sind mir seine Betherungen und vielleicht auch Bedauerungen absolut gleichgiltig; aber nicht sein Auftreten vor Zeugen, nicht sein Benehmen in Gegenwart Andre. Er hat Dich beleidigt. Der Hauptsache nach weiß ich, was geschehen ist; Hebmeyer hat mir gestern im Club davon erzählt und ich will nur die Bestätigung aus Deinem Munde. Das in der Loge mochte gehen, aber Dich bis hierher verfolgen, unerhört! Als ob er den Rächer seiner Ehre zu spielen hätte.“

„Sprich Dich nicht in den Zorn hinein, Pierre. Du willst von mir hören, was geschehen ist, und ich sehe, Du weißt alles. Ich habe nichts mehr hinzuzusetzen.“

„Doch, doch. Die Hauptsache fehlt noch. All dergleichen hat eine Vorgeschichte und fällt nicht vom Himmel. Am wenigsten vom Himmel. Gordon ist ein Mann von Familie, von Welt und Urtheil, und ein solcher Mann handelt nicht in's Unbestimmte hinein. Er befragt die Situation. Und diese Situation will ich wissen, will ich kennen lernen. Schildre sie mir; ich denke, daß Du sie mir schildern kannst und zwar ohne sonderliche Verlegenheiten und Verschweigungen. Ein paar Ungenauigkeiten mögen mit drunter laufen, meinestwegen, ich ereifere mich nicht um Bagatellen. Im Uebrigen, ich gestatte mir das vorläufig anzunehmen, kann nichts vorgekommen sein, was das Licht des Tages oder meine Mitwissenschaft zu scheuen hätte. Denn man fordert mich nicht heraus, Niemand, am wenigsten meine Frau, die, soviel ich weiß, eine Vorstellung davon hat, daß ich nicht der Mann der Unentschiedenheiten und Aengstlichkeiten bin. Aber Du kannst das uralte Frau Eva-Spiel, das Spiel der Hinhaltungen und In-Sichtstellungen über das rechte

Maß hinaus gespielt haben, gerad' unflug und unvorsichtig genug, um mißverstanden zu werden. Liegt es so, so werd' ich meine schöne Cécile bitten, in Zukunft etwas vorsichtiger zu sein. Liegt es aber anders, bist Du Dir keines Entgegenkommens bewußt, keines Entgegenkommens, das ihm zu solchem Eclat und Hausfriedensbruch auch nur einen Schimmer von Recht gegeben hätte, so liegt eine Beleidigung vor, die nicht nur Dich trifft, sondern vor allem auch mich. Und ich habe nicht gelernt, Efferterien geduldig hinzunehmen. Ueber diesen Punkt verlang' ich Auskunft, offen und unumwunden.“

Cécile schwieg. Aber wahrnehmend, daß es vergeblich sein würde, ihn durch halbe Worte von seinem Vorhaben abbringen zu wollen, sagte sie: „Was ich zu sagen habe, ist kurz. In Thale waren wir unter Deinen Augen und kein Wort ist gesprochen worden, das sich nicht gleichzeitig an alle Welt, an Dich, an den Emeritus, an Rosa gerichtet hätte.“

St Arnaud wiegte den Kopf und lächelte, während Cécile, die des Heimrittes von Altenbrak gedenken mochte, nicht ohne Verlegenheit vor sich hinblickte.

„Dann,“ fuhr sie fort, „sahen wir uns hier. Es blieb wie's gewesen. Er war voll Rücksicht und Aufmerksamkeiten und nichts geschah, was den Respekt gegen mich auch nur einen Augenblick verleugnet hätte. Seine Conversation war leicht und gefällig, mitunter übermüthig, aber trotz dieses Anfluges von Uebermuth hört' ich aus jedem Wort eine große Zuneigung heraus, ein Gefühl, das mir wohlthat und mich beglückte. So waren seine Worte; so waren auch seine Briefe.“

„Laß die Briefe.“

„Du darfst mich nicht unterbrechen. Ich sage, so waren auch seine Briefe. Dann kam das kleine Diner, wo wir Rossow und die Baronin zu Tisch hatten und von dem Augenblick an war er ein Andre. Die Hergänge jenes Tages können ihn nicht ungestimmt haben, aber unmittelbar danach müssen Dinge zu seiner Kenntniß gekommen sein, ich brauche Dir nicht zu sagen welche, die sein Auftreten und seinen Ton veränderten.“

„Erbärmlich. Eine Infamie.“

„Rein, Pierre.“

„Gut. Weiter.“

„Ich empfand auf der Stelle diese Veränderung und wies in einem Gespräche, darin ich mich ihm offen gab und zugleich Scherz und Ernst zu mischen suchte, darauf hin, daß er diesen veränderten Ton nicht anschlagen dürfe, weder als Mann von Ehre noch als Mann von Welt und ich hatte den Eindruck, daß er mir selber zustimmte. Wenigstens entsprach dem sein unmittelbares Thun. Er ver-

abschiedete sich in ein paar Zeilen und verließ Berlin. Erst gestern ist er zurückgekehrt. Das andre weißt Du. Du mußt es als einen Anfall nehmen."

"Ich versteh', als einen Anfall von Eifersucht. In der That, er gerirt sich, als ob er legitimste Rechte geltend zu machen hätte; Prätension über Prätension. Aber, mein Herr von Gordon, Sie sind in der falschen Rolle."

Dabei schoß sein Auge heftige Blicke, denn er war an seiner empfindlichsten, wenn nicht an seiner einzig empfindlichen Stelle getroffen, in seinem Stolz. Nicht das Liebesabenteuer als solches weckte seinen Groll gegen Gordon, sondern der Gedanke, daß die Furcht vor ihm, dem Manne der Determinirtheiten, nicht abschreckender gewirkt hatte. Gefürchtet zu sein, einzuschüchtern, die Superiorität, die der Muth giebt, in jedem Augenblicke fühlbar zu machen, das war recht eigentlich seine Passion. Und dieser Durchschnits-Gordon, dieser verstoffene preussische Pionier-Lieutenant, dieser Kabelmann und internationale Drahtzieher, der hatte geglaubt, über ihn weg sein Spiel spielen zu können. Dieser Anmaßliche . . .

Cécile las in seiner Seele und Angst und Sorge vor dem, was jetzt muthmaßlich kommen mußte, befahl sie. Sie nahm deshalb seine Hand, mit der er auf dem Tischsuch in nervöser Unruhe hin und her fuhr und sagte: "Pierre, versprich mir eins."

"Was?"

" . . . Dich nicht zu Gewaltthaten fortreißen zu lassen. Alles was geschehen ist, ist natürlich und weil natürlich auch verzeihlich. Es ist keine Beleidigung darin, wenigstens keine gewollte Beleidigung."

"Ich werde nicht mehr thun als nöthig, aber auch nicht weniger. An dieser Zusage mußt Du Dir genügen lassen."

Bei diesen Worten erhob er sich von seinem Plaze, ging in sein Arbeitszimmer und nahm hier, wie wenn er vorhabt sich's bequem zu machen, zunächst eine Cigarre. Dann schritt er ein paarmal auf dem türkischen Teppich auf und ab, setzte sich an seinen Schreibtisch und malte langsam und mit sorglicher Handschrift die Adresse: "Sr. Hochwohlgeboren, Herrn von Leslie-Gordon . . ."

"Aber wo?" unterbrach er sich, während er auf einen Augenblick die Feder wieder aus der Hand legte. "Nun, er wird sich ja finden lassen . . . Wozu haben wir Zeitungen und die Rubrik »Angekommene Fremde«. Unterschlagen wird er sich doch nicht haben."

Und nun schob er das Couvert zurück, nahm einen Briefbogen mit Wappen und Initialen und schrieb.

"Ueber den Doppel-Besuch, den Sie, mein Herr von Gordon, gestern Abend der Frau v. St.

Arnaud erst in der Loge, dann in der Wohnung derselben abgestattet haben, bin ich unterrichtet worden, übrigens nicht durch Frau v. St. Arnaud selbst, die vielmehr — wie mir gestattet sein mag, in pflichtschuldiger Berücksichtigung Ihrer Gefühle hinzuzusetzen — in einem eben mit mir gehaltenen Gespräche nicht Ihre Anklägerin, sondern Ihre Vertheidigerin gemacht hat. Aber gerade diese Vertheidigung richtet Sie. Daß Sie, mein Herr von Gordon, unmittelbar vor Ihrer Abreise von Berlin, einen Ton angeschlagen und ein Spiel gespielt haben, das Sie besser nicht gespielt hätten, verzeih' ich Ihnen. Ich finde mich darin zurecht, denn ich kenne die Welt. Daß Sie dies Spiel aber trotz Abmahnung und Bitte wiederholten und vor allem wie Sie's wiederholten, das, mein Herr von Gordon, ist unverzeihlich. Frau von St. Arnaud, als sie rückhaltlos ihr Herz vor Ihnen offenbarte, begab sich dadurch in Ihren Schutz und einer Frau diesen Schutz zu versagen, ist unritterlich, ist ehrlos. Dies habe ich Ihnen, mein Herr v. Gordon, aussprechen wollen und gewärtige durch General v. Rossow das Weitere.

v. St. Arnaud."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Gordon saß in dem Glaspavillon des Hôtels, als St. Arnaud's Brief eintraf. Er las und verzog keine Miene. Daß sich etwas derart vorbereiten würde, war ihm von dem Augenblick an wahrscheinlich, wo der Geheimrath, um in den Club zu gehen, den Salon Céciles verlassen hatte. Das Wahrscheinliche war nun da. Nichts von Furcht überkam ihn, und wenn etwas davon ihn angewandelt hätte, so würd' ihn der unendlich hochmüthige Ton des Briefes dieser Anwandlung rasch wieder entrisen haben. War er doch selber ein Trozkopf und von einem Selbstgeföhle, das dem seines Gegners unter Umständen die Spitze bieten konnte. "Gemach, mein Herr Oberst; Sie halten nicht vor Ihrer Front und ich bin nicht Ihr jüngster Lieutenant. Oder glauben Sie, daß ich devotest um Entschuldigung bitten und mich vor Ihnen klein machen soll, bloß weil Sie das Todtschießen als Geschäft betreiben. Sie täuschen sich. Ich hab' auch eine feste Hand und den ersten Schuß dazu, wenn die Geseze der Ehre noch dieselben sind. Der Ehre. Was sich nicht alles so nennt! Nun, sei's drum . . . Aber wen schick' ich an Rossow? Ich werde nach der Villa hinausfahren . . . Der Bruder der jungen Frau . . ."

* * *

Die Dinge regelten sich in der That innerhalb weniger Stunden, und weil beiden Parteien daran

lag, allerlei Weiterungen und Hemmnisse vermieden zu sehen, wie sie nicht wohl ausbleiben konnten, wenn Cécile davon erfuhr, so kam man überein, an demselben Abende noch den Dresdner Schnellzug benutzen und am andern Morgen, in einem in der Nähe des großen Gartens gelegenen Wäldchen, den Handel ausfechten zu wollen.

* * *

Cécile, so gut sie St. Arnaud's ungestümen Charakter kannte, gewärtigte keinen unmittelbaren Zusammenstoß und war deshalb nur verstimmt, aber nicht eigentlich geängstigt, als sie den andern Morgen hörte, der Oberst, dessen Unregelmäßigkeiten sie kannte, sei Tags vorher nicht nach Hause gekommen.

„Er ist der Mann der Excentricitäten. Was wird vorgekommen sein? Ein Sport, eine Club-Laune, vielleicht ein Betritt neben dem Eisenbahnzuge her. Und dann Nachtquartier in einer Dorfshenke mit der Devise: „je schlechter, je besser.“

Sie nahm ein Buch zur Hand und versuchte zu lesen. Aber es ging nicht, und als auch ein Gespräch mit dem Papagei versagte, zog sie sich in ihr Schlafzimmer zurück, um hier früher als sonst Toilette zu machen.

„Ich will zu Rosa. Freilich am Ende der Welt. Aber seit Wochen hab' ich ihr einen Besuch versprochen und ich sehne mich nach einem guten Menschen.“

In ihrem Schlafzimmer war ein eleganter Kamin, vor dem die Jungfer sich eben beschäftigte. Diese warf Kohlen und Tannäpfel auf und suchte mit einem kleinen Blasebalg das halb ausgegangene Feuer wieder anzufachen.

„Ah, das ist gut, Marie. Mach' es uns warm; ich friere. Du könntest mir noch den Shawl bringen.“

Während dieser Worte ging draußen die Klingel und Cécile hörte, wie des Obersten Diener ein längeres Gespräch hatte.

„Sieh, was es ist.“

Marie ging und kam mit einem Briefe zurück, der eben abgegeben war. Er trug nur die Aufschrift: „Frau von St. Arnaud, Hafenplatz 7a.“ Und Cécile sah, daß es Gordon's Handschrift war.

„Geh, Marie . . . nein, bleib.“

Und mit zitternder Hand riß sie das Couvert auf und las.

„Verzeihung, gnädigste Frau, Verzeihung, liebe Freundin. Ich hatte wohl Unrecht, nein, ich hatte gewiß Unrecht. Aber der Sinn war mir gestört und so kam es wie es kam. Ein berühmter Weiser, ich weiß nicht alter oder neuer Zeit, soll einmal gesagt haben »wir glaubten und vertrauten nicht genug und das sei der Duell all unsres Unglücks und Elends«. Und ich fühle jetzt, daß er Recht

hat. Ich hätte statt Zweifel zu hegen und Eifersucht groß zu ziehen, Ihnen vertrauen und der Stimme meines Herzens rückhaltslos gehorchen sollen. Daß ich es unterließ, ist meine Schuld. Ich werde Sie nicht wiedersehen, nie, was auch kommen mag. Sehen Sie mich allezeit so, wie ich war, ehe die Trübung kam. Immer der Ihre. Wieder ganz der Ihre.

v. G.“

Das Blatt entglitt ihrer Hand und ein heftiges Schluchzen folgte.

Marie sprang herzu, ließ die halb Ohnmächtige in den Fauteuil nieder und griff nach dem kölnischen Wasser, das auf dem Kaminsims stand. Aber Cécile richtete sich mit Anstrengung wieder auf und sagte: „Daß. Es geht vorüber. Weißt Du, Marie . . . Herr v. Gordon . . .“

„Jesus Maria, gnädige Frau . . .“

„Da. Lies. Das sind seine letzten Worte.“

Und die Jungfer bückte sich nach dem auf den Kaminteppich gefallenen Brief, um ihn Cécile zurückzugeben. Aber diese schüttelte nur den Kopf und sagte, während sie nach der Consol-Uhr zeigte: „Merke die Minute . . . Er ist erschossen . . . jetzt.“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Am andern Morgen brachten alle Zeitungen folgende gleichlautende Notiz:

„Wie wir aus Dresden erfahren, hat gestern um neun Uhr früh, in Nähe des großen Gartens, ein Duell zwischen dem Obersten a. D. v. St. Arnaud und dem früher ebenfalls der preussischen Armee zugehörigen Civil-Ingenieur v. Leslie-Gordon stattgefunden. Herr v. Leslie-Gordon fiel, während v. St. Arnaud nur leicht an der linken Seite verwundet wurde. Herr v. Gordon wird, einer leibwilligen Verfügung entsprechend, nach Liegnitz, wo zwei seiner Schwestern leben, übergeführt werden. Herr v. St. Arnaud hat Sachsen unmittelbar nach dem Rencontre verlassen. Ueber die Veranlassung zu dem Duell verlautet nichts Bestimmtes, da die Secundanten jede Auskunft verweigern.“

* * *

Vier Tage danach traf unter der Adresse der Frau v. St. Arnaud nachstehender Brief in Berlin ein:

„Mentone, den 4. December. Meine liebe Cécile! Was geschehen ist, wirst Du mittlerweile durch Rossow erfahren haben und über meinen persönlichen Verbleib giebt Dir der Poststempel Auskunft. Ich habe hier im Hotel Bauer (es findet sich überall dieser Name) Wohnung genommen und genieße der Ruhe nach all' den Vorkommnissen und unruhigen Bewegungen der nun

zurückliegenden Woche. Selbst von einer gewissen Herzensbewegung darf ich sprechen, zu der ich mich, Dir gegenüber, gern bekenne. Der Ausgang der Sache machte doch einen Eindruck auf mich und so bot ich ihm die Hand zur Versöhnung. Aber er wies sie zurück. Eine Minute später war er nicht mehr.

Ich hoffe, daß Du das Geschehene nimmst, wie's genommen werden muß. »Tu l'as voulu, George Dandin.« Sein Benehmen war ein Affront gegen Dich und mich und er hätte mich besser kennen müssen. Uebrigens bin ich seinem Muthes Gerechtigkeit schuldig und mehr noch seiner vasentimentalen Entschlossenheit, die mir beinahe imponirt hat. Denn er wollte mich treffen und seine Kugel, die mir die Rippen streifte, ging nur zwei Finger breit zu weit rechts. Sonst war ich da, wo er jetzt ist. Daß Du mit ein paar Herzensfasern an ihm hingst, weiß ich und war mir recht, — eine junge Frau braucht dergleichen. Aber nimm das Ganze nicht tragischer als nöthig, die Welt ist kein Treibhaus für überzarte Gefühle.

Daß ich mich den Langweiligkeiten einer abermaligen Processirung entzogen habe, wirst Du natürlich finden. Ich werde mit Nächstem sechszig und fühle keinen Beruf in mir, abermals ein Jahr lang (oder vielleicht noch länger) um den Julius-Thurm spazieren zu gehen. So zog ich denn die Riviera vor.

Empfehl mich Rossow. Er hat sich in der ganzen Affaire brillant benommen und theilte nach seinen Verhandlungen mit Gordon ganz meine Meinung über diesen. G. täuschte durch glatte Formen; Anfangs auch mich. Im Grunde seines Herzens war er hochmüthig und eingebildet, wie die meisten dieser Herrn. Er überschätzte sich, weil ihm das Weltfahren zu Kopfe gestiegen war und mißachtete die gesellschaftlichen Scheidungen, die wir, diesseits des Großen Wassers, vorläufig wenigstens noch haben.

Wenn Deine Gesundheit es zuläßt, erwart' ich Dich spätestens in nächster Woche. Die Luft hier ist entzückend, keine Spur von Winter, Alles noch in Blüthe oder schon wieder in Blüthe. Komm also. Der Pflicht der Abschiedsbefuche sind wir ja Gott sei Dank überhoben; jede Situation hat ihre Meriten. Im Uebrigen wird es gut sein, wenn Dich Marie begleitet, die hier, was ihr den Abschied von Fritz vielleicht erleichtert, das Katholische näher und bequemer hat, als in Berlin. Au revoir. Dein St. Arnaud."

* * *

Drei Tage nach Eintreffen dieses Briefes richtete der Hosprediger Dörffel das folgende Schreiben an den Obersten v. St. Arnaud:

II. 2.

„Mein Herr Oberst. Es liegt mir die Pflicht ob, Sie von dem am 4. dieses erfolgten Ableben Ihrer Gemahlin in Kenntniß zu setzen und mich dabei der mir Seitens derselben gewordenen schriftlichen Aufträge zu entledigen.

Ich bitte zunächst chronologisch berichten zu dürfen.

Ihre Frau Gemahlin war schwer leidend seit dem Tage, wo die Zeitungs-Nachricht eintraf; sie wollte Niemand sehen, folgte widerwillig den Anordnungen des Arztes und sah von den Bekannten nur Fräulein Rosa und mich. Ich sprach täglich vor, in der Regel in den Mittagsstunden. Vorgestern, bei meinem Erscheinen, fand ich die Jungfer in Thränen und erfuhr, die gnädige Frau sei todt.

Als ich in das Zimmer trat, sah ich, was geschehen.

Frau v. St. Arnaud lag auf dem Sopha, ein Battisttuch über Kinn und Mund. Es war mir nicht zweifelhaft, auf welche Weise sie sich den Tod gegeben; ihre Linke hielt das kleine Kreuz mit dem Christuskopf, das sie beständig trug. Der Ausdruck ihrer Züge war der Ausdruck derer, die dieser Zeitlichkeit müde sind. Auf dem Tisch neben ihr lag ihr Gebetbuch, in das sie, zusammengekniffen und nach Art eines Lesezeichens, einen an mich adressirten Brief gelegt hatte. Dieser Brief, das Beichtgeheimniß eines demüthigen Herzens, ist mir unendlich werthvoll, weshalb ich bitte, den Inhalt desselben Ihnen, mein Herr Oberst, nur abschriftlich und nur in seinem sachlichen Theile mittheilen zu dürfen.

Es heißt in diesem letzten Willen:

„Ich wünsche nach Cyriellenort übergeführt und auf dem dortigen Gemeindefriedhofe, zur Linken der fürstlichen Grabkapelle, beigesetzt zu werden. Ich will der Stelle wenigstens nahe sein, wo die ruhen, die in reichem Maße mir das gaben, was mir die Welt verweigerte: Liebe und Freundschaft, und um der Liebe willen auch Achtung. . . Bornehmheit und Herzensgüte sind nicht Alles, aber sie sind viel.

Mein Vermögen erhält meine Mutter, mein Gut St. Arnaud. Nach seinem Tode fällt es an die fürstliche Familie zurück.

Ueber die Dinge, die mich täglich umgaben bitt' ich St. Arnaud Verfügung treffen zu wollen und bestimme meinerseits nur noch, daß die Consol-Uhr und der türkische Shawl an Marie, das Gebetbuch mit den Aquarell-Initialen an Rosa, das Opalkreuz aber, das mir beistehen soll bis zuletzt, an Sie, mein väterlicher Freund, fallen soll. Ihre hundertfach erprobte Milde wird nicht Anstoß daran nehmen, daß es ein katholisches Kreuz ist, und auch daran nicht, daß

ich, eine Convertitin, meine letzten Gebete an eben dies Kreuz und aus einem katholischen Herzen heraus gerichtet habe. Jede Kirche hat reiche Gaben und auch der Ihrigen verdank' ich viel; die aber, darin ich geboren und groß gezogen wurde, macht uns das Sterben leichter und bettet uns sanfter.«

So, mein Herr Oberst, die Bestimmungen der gnädigen Frau, denen ich meinerseits nur noch hin-

zuzufügen habe, daß in Gemäßheit derselben verfahren werden und heute Nacht noch und zwar von mir persönlich begleitet, der Conduct nach Cyriellenort stattfinden wird. Dort werden wir die Todte morgen um die zehnte Stunde zur Ruhe bestatten. Die Vorbereitungen dazu sind bereits getroffen.

Der Friede Gottes aber, der über alle Vernunft ist, sei mit uns Allen.“

Nur einen Sonnenstrahl!

(Mädchenlied.)

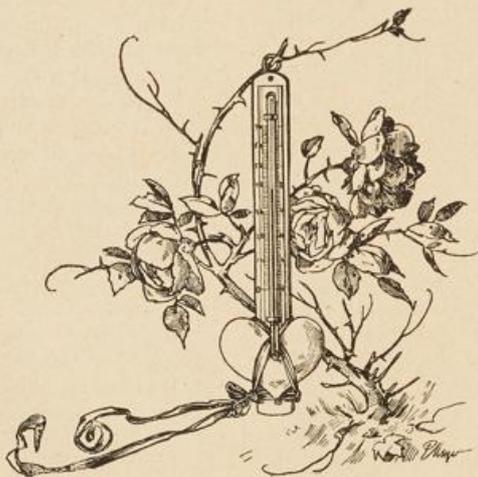
Nur einen Sonnenstrahl! hab' ich ersehnt,
Als ich die sternlose, dunkle Nacht
In bangem Hoffen, brünstigem Gebet,
Mit thränenfeuchtem Auge durchgewacht.

Und übergoldet von der Sonnenpracht,
Schloß selig ich mein trunk'nes Auge zu;
Was mir in's Herz, in's tiefste Herz gelacht —
Die ganze Sonne war's — Geliebter — Du!

„Nur einen Sonnenstrahl!“ ersehnt' ich leis,
Als fern der junge Tag sich hob empor;
Da plötzlich schossen Strahlen glühend heiß
Durch's Heer der Wolken, durch den Nebelflor.

Du Sonnenlicht, das meinen Pfad erhellt,
Dun bist Du mein! o Heißgeliebter, mein!
Du bist mein Traum, mein Leben, meine Welt,
O Du mein gold'ner Frühlingssonnenschein!

Paul Baehr.





Allgemeine Rundschau.

Das Jahrmarttsfest im Gürzenich zu Köln.
Von Adolf Ebeling.

„In Köln sind lustige Leute,
Dabei gutherzig und reich.“

Ich weiß nicht mehr, aus welchem kleinen humoristischen Gedicht, gleichfalls bei Gelegenheit irgend eines philanthropischen Unternehmens, diese Worte in mir nachklingen, aber sie passen so vortreflich zu meiner heutigen Schilderung, daß ich derselben wirklich kein besseres Motto voranzusetzen könnte.

Köln ist nämlich in Wahrheit die Stadt der Wohlthätigkeit und Menschenliebe par excellence, die gottlob in unserem deutschen Vaterlande viele Rivalinnen hat, von denen aber wohl keine sie überbietet. Es ist unglaublich, was in der rheinischen Metropole alles zur Unterstützung der Nothleidenden und überhaupt zur Vinderung des Elends der Armen geplant und erdacht und dann auch sofort ausgeführt wird, und wie immer wieder ein neues Project aufsteht und Anhang findet; denn bei der raschen Zunahme der Bevölkerung und bei den stets vergrößerten Schwierigkeiten des Erwerbs dürfen die Helfenden und Gebenden die Hände nicht in den Schoß legen. Wie man von der Noth sagt, daß sie ersunderlich sei, so sind es auch diejenigen nicht minder, die sich die Abhilfe derselben zur schönen Lebensaufgabe gestellt haben.

Und immer sind es die Kölner Frauen, die im Wohlthun und in der praktischen Nächstenliebe vorangehen, im Großen wie im Kleinen — im Großen, denn wir haben hier die Wittve eines reichen Banquiers, die bereits mehrere Millionen für ein Kinderkrankenhaus und ähnliche Stiftungen geschenkt hat und die uns noch immer mit neuen Schenkungen überrascht, und diese edle Frau steht nicht einmal allein da; — im Kleinen, denn es giebt hier fast keine Dame der höheren Stände, die nicht an irgend einem Liebeswerke theilhaftig wäre und unbemerkt und im Stillen sammelt und hilft und pflegt. Das ist also die Gutherzigkeit der Kölner, von der das Motto sagt.

Die zweite Eigenschaft, und zwar die materiell wichtigste, ist die glückliche Vermögenslage der Bewohner, und nicht allein der Reichthum der sogenannten oberen Zehntausend, sondern auch die Wohlhabenheit der eigentlichen Bürgerklassen, des goldenen Mittelstandes. Vielleicht hat keine andere Stadt Deutschlands auf diesem Gebiete ein so zahlreiches Contingent aufzuweisen, und noch heute wird man in dieser Beziehung häufig an die große, ruhmvolle Zeit erinnert, wo Köln im Mittelalter als „Königin der deutschen Städte“ gepriesen wurde.

Man giebt also in Köln nicht allein herzlich gern, sondern man kann auch geben und viel geben, und, wie gesagt, die Frauen immer in erster Reihe. Da kann es nicht fehlen, und ein günstiger und zumeist glänzender Er-

folg ist jedem philanthropischen Unternehmen im Voraus gesichert. Dies also für das reiche Köln.

Als drittes Element, und gewissermaßen als geistige Besteuerung, kommt dann noch der Humor hinzu, das schöne Erbtheil der Kölner und überhaupt der Rheinländer, das aber gerade in Köln selbst seine buntesten und heitersten Blüten treibt. Hier treten nun die Männer in ihr Recht, die alten wie die jungen, und jene fast noch mehr als diese, denn es giebt in Köln eine Menge alter Herren, die ewig jung bleiben. Das macht der Wein und der prächtige Rhein, — der dortige Wein, Deutschlands edelster Trank und der Rhein, Deutschlands herrlichster Strom. Das weiß Jeder, der nur einmal am Rhein mit frohen Genossen gezecht. Dies also für das lustige Köln unseres Motto's, und nun auch schnell zur Sache.

Der Leser . . . aber richtiger sollte ich sagen: die Leserin, denn es ist Frauenwert, hat gewiß schon von den „Ferien-Colonien“ gehört, die seit einigen Jahren in verschiedenen Städten des Rheinlandes (ob auch anderswo, ist uns nicht bekannt) in's Leben gerufen wurden und überall einen sehr glücklichen Erfolg gehabt haben. Sie bezwecken, die Kinder armer Leute, Knaben wie Mädchen, unter Aufsicht von Lehrern und Lehrerinnen während der Sommerferien auf dem Lande passend unterzubringen, damit sie sich bei guter Pflege in freier Luft erholen und auch gesunden, denn den kränklichen und schwachen Kindern wird der Vorzug gegeben.

Die Kölner Frauen blieben natürlich nicht zurück und sammelten alljährlich eine namhafte Summe zur Ausrüstung einer solchen Ferien-Colonie, und es war immer ein Fest, wenn die Kleinen ausrückten und mehr noch, wenn sie wiederkamen. Die frischen, fröhlichen Gesichter der Kinder und der Eltern waren der Lohn.

Aber die Bitten um Aufnahme mehrten sich von Jahr zu Jahr, und alsbald entstand der Gedanke, die Sache großartiger zu betreiben, nämlich durch ein Unternehmen von allgemeinem Interesse und von starker Zugkraft, um in den Besitz eines bedeutenden Capitals zu kommen und von dessen Zinsen alsdann die jährlichen Ausgaben für die Ferien-Colonien zu bestreiten.

Dieser Gedanke, kaum angeregt, fiel auf fruchtbaren Boden; die angesehensten Damen der Stadt traten zu einem Comité zusammen, und man entschloß sich für ein Jahrmarttsfest, das völlig und ganz durch freiwillige Beiträge, sowohl an Geld, zur Bestreitung der Einrichtungskosten, als auch an allen möglichen Waaren und Gegenständen zur Ausstattung der Buden, in's Leben treten sollte.

Der große Gürzenichsaal, der gegen zweitausend Personen fassen kann, bot mit seinen geräumigen Nebenräumen

ein Lokal, wie man es nicht besser wünschen konnte, und das auch der Stadtrath sofort zur Verfügung stellte. Ein öffentlicher Ausruf wurde nun erlassen, der in allen Kreisen den lebhaftesten Anklang fand, und die Vorarbeiten begannen. Diese waren außerordentlich groß und mannigfaltig, und viele tausend Hände wurden dazu in Bewegung gesetzt — wir aber machen uns das Privilegium des Erzählers zu Nutze und überspringen die anderthalb Monate, die, Alles in Allem, zur Installation und Inscenirung nöthig waren und führen unsere Leser sofort mitten in den Jahrmärktestrubel hinein, nicht ohne uns vorher mit kleiner Münze versehen zu haben, denn Thaler oder Goldstücke können leicht die schönen Damen, die überall als Verkäuferinnen fungiren, in Verlegenheit bringen, weil sie weit mehr auf das Einnehmen als auf das Herausgeben eingerichtet sind.

Schöne Damen! wäre der Vergleich mit den „Kindern Flora's“ nicht so verbraucht, so könnte man ihn hier treffend anwenden, denn es war ein förmlicher Kranz, wie Stifter sagt, von schönen weiblichen Menschenblüthen. Und alle diese jungen Frauen und Fräuleins entweder in eleganter Balltoilette, oder, je nach den Waaren, die sie verkaufen, als Chinesinnen, Griechinnen oder Orientalinnen gekleidet, andere als Schwarzwälderinnen und wieder andere im Roccocoostüm, gepudert und in großblumigem Brokat; oben an der Felsenrotte, wo Gefrorenes und Simonaden servirt werden, versehen sogar Wassernixen den Dienst, ganz in Silbergaze gekleidet, so schimmernd, wie wenn sie eben der kristallinen Fluth entstiegen wären. Aber Gefrorenes u. dergl. ist mehr für die weiblichen Besucher des Jahrmärkte; für die männlichen ist in anderer und sehr ausreichender Weise gesorgt.

In den vier Ecken des großen Saales sind nämlich vier gemüthlich ausgestattete Räume hergerichtet: eine altdeutsche Weinstube, eine bairische Bierkneipe, eine Bodega mit spanischen und griechischen Weinen und ein Cafèrestaurant, wo man sogar Frühstücken und soupirer kann. Ich müßte nicht im kölnischen Geschmack und Sinne berichten, wenn ich nicht diese Etablissements zuerst nennete; das schwierige ist nur, hineinzugelangen, denn jedes Plätzchen und Eckchen ist besetzt, und wer einmal einen Sitz erobert hat, verläßt ihn so leicht nicht wieder. Dafür sorgen die schönen Schenkermädchen . . . fast genirt man sich, die vornehmen Fräuleins so zu tituliren und ebenso, sein Glas oder seinen Schoppen zum zweiten und dritten Mal wieder füllen zu lassen, obwohl man sich über diesen leysteren Punkt leichter hinwegsetzt, denn man trinkt ja „zum Besten der armen Kinder“, und je mehr man trinkt, desto größeren Vortheil haben die Kleinen davon. Eine herrliche Logik, so recht für die Kölnier erfunden und die auch nicht Wenige sich zu Nutzen machen! In der Bodega stolziert ein goldgestickter „Spanier“ auf und ab, der zur Mandoline schöne Liebestlieder singt. Dabeim ist er ein angesehenener Kaufmann; hier geht er mit einem silbernen Tellerchen umher und sammelt, ganz wie ein echter Jahrmärkte-Virtuos.

Beide Langseiten des großen Saales sind mit Buden besetzt, die schon an sich sehenswerth sind, denn es sind durchweg kleine architektonische Kunstwerke. In diesen Buden stehen nun die hundert und tausend Gegenstände zum Verkauf, die von allen Seiten als Geschenke und Beiträge einfließen und die sogar von mancher reichen Verkäuferin noch ansehnlich completirt wurden, um das Publikum laufflüstiger zu machen und allen Nachfragen zu genügen. Alles schön geordnet und geschmackvoll aufgestellt, und nach Bedeutung und Gebrauch hübsch zusammengestellt. Da giebt es eine Spielwaaren- und eine Glas- und Porzellanbude, weiterhin sind japanische und chinesische Waaren zu haben, und anderswo nützliche Haushaltungsgegenstände und sogar Weißwaaren. Diese Buden sämmtlich

anzuführen, würde monoton werden, zumal ich ja doch nicht im Stande bin, das bunte, rauschende Leben und Treiben, das sich auf diesem amüsantesten aller Jahrmärkte entfaltet, auch nur annähernd zu schildern. Nur einige kleine originelle Einzelheiten darf ich nicht unerwähnt lassen. So hielt eine Dame einen 50-Pfennig-Bazar, aber man war bei der Besichtigung ganz erstaunt, daß alle die kleinen Rippfaden und niedlichen Luxusgegenstände für einen so geringen Preis zu haben waren. Sie mußten wenigstens das Drei- und Vierfache gekostet haben. Was es damit für eine Bewandniß hatte, brauche ich wohl nicht weiter zu erklären. Der Ausspruch war ein ungeheurer, und wer aus eigenem Antriebe mehr zahlen wollte, dem stand es natürlich frei, aber sonst wie gesagt: „jedes Stück für 50 Pfennig!“ Die schöne gepuderte Dame trug ein Roccocoostüm mit Brillanten und ihre Gehülfsinnen waren in nicht minder eleganter Toilette . . . ein klein wenig weibliche Eitelkeit muß immer dabei sein, aber es fehlte wirklich, dies bei solcher Gelegenheit zu kritisiren; im Gegentheil: je hübscher, auffallender und pikanter desto besser, zumal in diesen Kreisen Decenz und seine Sitte zu Hause sind und die richtigen Grenzen zu ziehen wissen.

Gegenüber lag ein anderes, in seiner Art nicht minder originelles Häuschen: die sogenannte Postbude. Dorthin brachten alle diejenigen ihre Einkäufe, die sich nicht selbst damit tragen wollten, um sie sorgfältig einpacken und sich in's Haus schicken zu lassen. Das Frachtporto war vielleicht etwas höher als bei der kaiserlichen Post, aber dafür wurde man auch von allerliebsten jungfräulichen Schaffnern und Postillons bedient, die selbst vor den Augen des sonst im Dienst so strengen Herrn und Meisters Stephan Gnade gefunden haben würden.

Daß am Eingang links eine Eau de Cologne-Bude (Parina) und rechts eine Chokoladen-Bude (Stollwert) etablirt waren, ist im Hinblick auf diese beiden weltbekannten Kölnier Firmen fast überflüssig zu bemerken. Die niedlichen Verkäuferinnen hatten alle Hände voll zu thun.

In der Mitte des Saales war ein hoher prächtiger Tempel erbaut, in welchem Blumen, vom bescheidenen Maiglöckchenstrauch bis zum kostbarsten Rosenbouquet, feilgeboten wurden . . . feilgeboten von einer Anzahl junger Damen in vollständiger Balltoilette; hochbornem, und manche Besucher wagten Anfangs gar nicht näher zu treten; aber die gelben Marshall-Niel-Rosen dienten als zarte Vermittlerinnen. Diese waren einzeln und zwar zu Tausenden zu haben, und schon am ersten Tage bildeten sie das Wahrzeichen der Jahrmärktebesucher: alle waren damit geschmückt.

Neben dem Blumentempel lag der Lotterie-Pavillon: Tombola, Drehscheiben, Zahlenlotto u. s. w. Der Andrang war ungeheuer und der Dirigent des Glücksspiels (ein Herr, denn weibliche Lungen wären zu dem Geschäft unzureichend gewesen) rief mit Stentorstimme die gezogenen Nummern aus und pries die Gewinne an, die dann von hold lächelnden Damen überreicht wurden. Die Tombola hat wohl die brillantesten Geschäfte von allen gemacht, „denn die Neigung zum Glücksspiel liegt einmal in der menschlichen Natur tief begründet,“ wie noch neulich ein Redner im preussischen Abgeordnetenhause sagte.

Denjenigen aber, die sich für einige Zeit aus dem lärmenden Trubel zurückziehen wollten, bot der herrliche Zabellensaal, freilich gegen ein besonderes Entree, die beste Gelegenheit; dort war nämlich eine Bildersammlung ausgestellt, zu welcher die reichen Kölnier Mäcene die schönsten Gemälde ihrer Galerien eingesandt hatten. Nur sechzig und einige Bilder und doch, wie man behauptete, im Werth von fast einer halben Million. Nichts wie Cabinetstücke der ersten modernen Meister, wie Despreger, Knaut, Bantier, Hasenlever (die weltberühmte Weinprobe),

Grügnier, Salentin, beide Achenbach u. s. w. Auch Franzosen, wie Diaz und Gudini, und den in seinem Genre unübertrefflichen Venetianer Kotta. Man möchte nur gleich den ganzen Catalog copiren und dann zu jedem Bilde noch eine besondere Beschreibung machen; doch wir können uns hier nicht darauf einlassen. Es war wirklich ein erhebender Kunstgenuss! In der Mitte des Tafelensales war auch das Geschenk der deutschen Industriellen an den Staatsminister und Admiral v. Stoisch ausgestellt: ein prächtiger schrankartiger Aufbau aus Ebenholz mit silbernen Tritonen, Delphinen und ähnlichen Emblemen, ein Meisterwerk in schöner Holz- und Edelmetallarbeits, zu dessen Ausführung eine Menge deutscher Künstler und Kunsthandwerker beigetragen haben, und das die Geber wie den Empfänger gleich ehrt. Wir aber müssen trotzdem weiter und wieder in den großen Saal hinein.

Die erhöhte Orchester-Estrade der ganzen Breitseite ist in eine Alpenlandschaft mit Felsen und Tannengrün verwandelt, wo sogar die „lebendige“ Schafherde nicht fehlt: allerliebste, schneeweiß gewaschene Lämmer mit einem weitergebräunten Hirten und mit schmucken Hirtinnen in Schweizertracht, ganz à la Watteau. In der entlegensten Grotte dieser Landschaft saßen in magischer Beleuchtung zwei verschleierte Odalisten: Wahrsagerinnen, die jedem, der sich ihnen anvertraute, seine Zukunft enthüllten und die seltsamerweise nur Frohes und Glückliches prophezeiten — aber sie mußten es wissen.

Dabei fast ununterbrochen hoch über uns auf einer besondern Galerie die rauschende Musik der verschiedenen Kölner und Preuser Militärkapellen, die ihren alten Ruf glänzend bewährten, und dazwischen das unaufhörliche Knallen der Flauberts in der Schießbude, die von Schützen nicht leer wurde. Und immer neue Menschenmassen zichen herein, die sich so gut es gehen will, überallhin vertheilen.

Nachmittags wurde aber doch jedesmal während der drei Tage, die das Jahrmaktsfest dauerte, das Gedränge der auf- und abwogenden Besucher so enorm, und die „Stauungen“ wurden so besorgniserregend, daß manchmal die Kaffe für einige Stunden geschlossen werden mußte, weil man den immer neu zufließenden Personen doch nicht zumuthen konnte, auf den Treppen zu bleiben. Wenn es dann wieder Luft gab, so zogen neue Hunderte hinein, und das ging in Einem fort bis Abends acht Uhr, wo der eigentliche Jahrmakts geschlossen wurde.

Aber das war nur die eine Hälfte des Festes; die andere begann jetzt, nämlich der eigentliche Jahrmakts-trödel. Athleten, Akrobaten und Jongleure erschienen, alle in phantastischen Costümen, machten sich Bahn und freien Platz und begannen ihre Produktionen, und einige Clowns führten abenteuerliche Virtuosenconcerte auf — man konnte sich mitten in einem Circus glauben. In einem Nebenjaal gab ein Puppentheater Vorstellungen, das war das beliebte „Hänneschen“, mit seinem urwüch-sigen, echt rheinischen Humor, der ewige Magnet für die Kölner Jugend und nicht minder für die Alten . . . Geschichten „zum Todtsachen“.

In einem anderen Saal war ein Liebhabertheater installiert, das kleine Einakter gab, so witzig und pikant, daß man sie mit Erfolg auf einer größeren öffentlichen Bühne hätte aufführen können. Verfasser und Darsteller waren sämmtlich Dilettanten, aber man sah bei dieser Gelegenheit wieder einmal, wie so oft bei ähnlichen, welch ein Reichthum von Talenten und welch eine Fülle von Geist, Witz und gutem Geschmac die gebildeten Kreise Kölns in sich schließen, und wie diese lebenswürdigen Damen und Herren sich auch stets zur Mitwirkung bereit finden lassen.

Nach den Theatervorstellungen wurde getanzt, so gut es gehen wollte, und mancher Cavalier hatte das Glück, eine von den vielen hübschen Verkäuferinnen zu engagiren, für die nach der schweren und mühevollen Arbeit des ganzen

Tages ein kleiner Tanz wirklich eine Erholung war. Andere Besucher umdrängten das Karitätenkabinet, wo ganz ungläubliche, „nie dagewesene“ Dinge gezeigt und in einer Weise erklärt wurden, daß auch dem verbittertesten Misanthropen die Augen vor Lachen hätten übergehen müssen.

Im Hauptsale verbreiteten die elektrischen Bogen- und Glühlichter einen vollständigen Sonnenschein, und auf die Bitten vieler verspätet in Köln eingetroffenen Fremden öffnete manche Verkäuferin noch einmal ihre Bude und hatte die Ueberschreitung des Reglements, für die sie freilich auch Niemand zur Rechenschaft zog, nicht zu bereuen.

So dauerte das schöne Fest drei volle Tage, durch keinen Mißklang gestört und alle vorher davon gehegten Erwartungen weit übertreffend. Auch die praktische, zugleich die wichtigste Seite desselben, der pecuniäre Erfolg, war ein glänzender: er beträgt nach einem ungefähren Ueberschlag und nach Abzug der unvermeidlichen Kosten, wenigstens achtzigtausend Mark; aber die Verloofung (ohne eine Lotterie ist ja in unserer Zeit ein derartiges Unternehmen gar nicht mehr denkbar) der unverkauft gebliebenen Waaren, unter denen sich auch eine Menge sehr schöner Kunstgegenstände befindet, wird noch eine namhafte Summe einbringen, so daß man im Ganzen wohl auf hunderttausend Mark rechnen darf.

Als um Mitternacht des dritten Tages die hellen Trompetensanfaren den Schluß des Jahrmaktsfestes verkündeten, trat aus der Bodega ein Herr mit gefülltem Champagnerfisch hervor, dem hunderte andere Herren mit ihren vollen Gläsern von allen Seiten zufließen und brachte in begeisterten Worten ein lautes Hoch auf die Kölner Damen aus, „die allen Damen Deutschlands in Gedsinn und Nächstenliebe voranleuchten“ (den Superlativ mußte man in diesem Moment schon gelten lassen) . . . und dieses Hoch wurde mit einem so jubelnden und lusterschütternden Hurrah beantwortet, daß es sogar den brausenden Orchestertruch überbörte.

Köln darf also schon wieder ein schönes Fest in seinen Annalen verzeichnen, doppelt schön, weil es einem edlen, ja vielleicht dem edelsten Zweck gedient hat, zu welchem gute Menschen sich die Hand bieten können: zu werththätiger Nächstenliebe, hier speciell für arme Kinder, und auch deshalb so schön, weil wir dasselbe den Kölner Frauen und Jungfrauen verdanken, die es hochherzig geplant, großartig in's Leben gerufen und mit so glänzendem Erfolg durchgeführt haben.

Zu unseren Illustrationen.

Ludolf und Waldtraut. Originalzeichnung von Karl Nidelt. Die anmuthige und reizvolle Zeichnung des bekannten Malers ist eine Illustration der Scene aus dem Epos „Der wilde Jäger“:

Waldtraut: „Ich suche nur Karwendeltraut.

Großmütterlein brauch't's zum Bestreichen,

In ihm steckt wunderbare Kraft,

Es stillt das Blut, und Schmerzen weichen,

Kocht man beim Bollmond seinen Saft.“ x.

Der Brief aus Amerika. Nach dem Gemälde von F. Kallmorgen. Drei Jahre waren verfloßen, seitdem der einzige Sohn der braven Bauersleute nach Amerika ausgewandert. — Drei Jahre voll Bangen und Sorgen für die armen Eltern, die ihn verschollen, ja todt geglaubt. — Da, — eines Tages langte ein mächtiges Schreiben von ihm, dem Heißbeweinten, an. Welche Freude die armen Eltern durchglühte, mit welcher peinlichen Genauigkeit der Vater jede Zeile des Briefes buchstabirte und vorlas, das hat der treffliche Künstler auf dem Bilde trenn wieder gegeben. Bis in's kleinste Detail hinein ist Alles lebenswahr, farbenreich und mit vollendeter Technik durchgeführt.

Das Portrait. (Nach einem Gemälde von Eduard Knackfuß.) — „Claes van Dudewaerd, wir sollten unseren Junker Cornelis, unser einziges Kind, den Erben von Bomfche, Gertink und Dudewaerd doch malen von Meister van Helst in Leyden drin.“ — sagte Mesrouw van Dudewaerd, die hochgeborene Gattin des wohlbedeutenen Mynheer Claes van Dudewaerd, des reichsten Edelmannes im Haag.

Sie sagte das in ihrem prächtigen mit schweren Stoffen und kostbaren Thontellern und Steintrugorten ausgestatteten Parabezimmer auf ihrem schlummerstillen Sommer-schlosse Dudewaerd, welches von einem stillen, stehenden Wasser umgeben war.

Mynheer van Dudewaerd nahm aber seine Pfeife aus dem Munde, streckte die Beine mit den großen Bänderrojen von sich, schaute auf die wehenden Gebüsch des Gartens hinaus und sagte kopfschüttelnd: „Lena, ich meine wir lassen's bleiben, den Bengel abkonterseien zu lassen für schweres Geld. Er ist nicht schön, nicht brav, nicht geachtet. Ich sage, es ist hinausgeworfenes Geld. Wozu ihn in seinem jetzigen Alter verewigen lassen? Zu wessen Freude? Wer wird eine Freude haben, wenn er den Bengel auf einem Bilde sieht?“ —

— „Ich, seine Mutter, werde meine Freude dran haben.“ — sagte Frau Lena.

— „Na, freilich, Du hast eine Affenliebe für den Jungen. Du wirst das Bild auf einen Altar stellen und anbeten!“ — brummte der Vater widerwillig.

Und in der That war der Junker Cornelis von Dudewaerd, der sechszehnjährige Bengel, nicht werth, von der Hand eines Künstlers verewigt zu werden.

Er war vierströtig und plump. Seine Hände und Füße waren viel zu groß, wie bei einem jungen Hunde. Seine Haltung plump. Sein Geist beschränkt und faul im Lernen. Sein Sinn roh und seine Manieren brutal. Er quälte Thiere und liebte nichts. Dabei erwuchsen in ihm schon häßliche Begierden, welche ihn vermochten, sich mit gemeinen Dirnen des Schlosses abzugeben. Seinem Hunde gab er Fußtritte, seinen Freunden Kopfstücke, den Lakaien Schimpfnamen, seinen Lehrern schnitt er ein Gesicht.

Niemand auf Erden mochte ihn leiden, den stolzen, hochmüthigen, frechen und trägen Bengel, trotz des Reichthums seiner Eltern, nur seine Mutter war blind für seine Fehler; für sie war er schön, geachtet, liebenswerth, denn er war ihr noch immer das Kind, welches hilflos seine Händchen nach ihr ausgestreckt hatte.

Und da die Frauen immer ihren Willen durchzusetzen wissen — die sanften ebenso wie die zänkischen — so geschah es, daß Junker Cornelis beim Meister Helst in Leyden gemalt wurde, einem Verwandten des berühmten van Helst, und selbst ein geschickter Meister im Portraitfache mit Hund und Füßen der Personen, einer Säule und einem Stück grünen Vorhangzeuges im Hintergrunde.

Oft so wurde Junker Cornelis in der Staats-tutsche nach Leyden hineingeführt, und eines Tages stand sein Bildniß auf der Staffelei, mit seinem großen Lieb-lingshunde Tyras an der Seite und einer Säule und einem Stück grünen Vorhanges im Hintergrunde, und der Maler sagte zu seinem Modell: „Ihr seid fertig, Junker Cornelis van Dudewaerd.“

Der Bengel stand auf und näherte sich mit Gönner-miene dem Bilde, welches diesem „Künstler“ da so theuer bezahlt werden mußte.

Der Bengel glogte es mit kritischem Auge an. Zuerst die Maschen und Seidenbänder auf dem Wammse, ob die gut getroffen seien; dann sein Wammse selber, dann die Seidenstrümpfe, dann den Hund, dann sein Gesicht.

Und der Künstler stand dabei und schaute auf den vornehmen Burtschen herab, der ihn während der Sitzungen

in jeder Art durch seinen Hochmuth und seine Rohheit verlegt und gequält hatte.

Der Bengel sagte, während er sein Bild anglokte: — „Nicht übel. Man wird mich noch nach 300 Jahren bewundern auf dem Bilde da. Es hat aber auch schwere Goldstücke gekostet! So bin ich also jetzt für die Nachwelt aufbewahrt! Was wohl die zu mir sagen wird!“ . . .

Der Künstler schaute ihn mit einem sonderbaren Aus-druck an. „Was man von Euch sagen wird in 300 Jahren, Junker Cornelis?“ — sagte er spöttisch, — „das kommt einfach darauf an, was der junge Bube auf dem Bilde da — denn er ist ja erst ein Bube — für ein Dasein verbringen wird. So ein Portrait ist eigentlich eine ver-wünschte Geschichte. Nehmt einen Bettler, einen armen Teufel, einen Strolch, einen Räuber, einen Dieb. Wer weiß etwas von ihm in hundert Jahren? Niemand. Ihre Laster und Missethaten, ihre Noth und ihre Gemein-heit verwehen mit ihrem Leben wie der Sand im Sturme. Wer weiß etwas von ihnen, und mögen sie noch so schlechte Kerle gewesen sein. Aber wenn von einem Jungen so ein Portrait gemacht wird, ein Kunstwert, mit seinem Namen und Wappen in der Ecke, da fragt sich die Nach-welt: „Wie war er denn, der Bube? Was hat er erlebt, gethan, gesündigt oder geschaffen, verbrosen oder gewirkt?“ — Und da sind geschwätige Chroniken da, oder alte gelbe Briefe, oder „Denkwürdige Schriften“ und erzählen den Leuten: „Er hat sich zu Tode geschossen,“ oder „er hat sich mit müßigen Dirnen zu Tode gelebt.“ Er ist so unwissend und dumm gewesen, daß man ihn nicht einmal zu einem Amte erheben konnte. Er hat den Reichthum seiner Eltern vergeudet und ist auf dem Stroß gestorben. Er hat seine Untertanen geschunden und ist von ihnen geprügelt worden. Und solche Sachen. Ich würde nie ein Portrait von mir malen lassen, das mich überlebt, wenn ich nicht gewiß wäre, ein ehrbares und braves Leben zu führen. Arme Jungen vergißt man; aber so ein Bild macht die Nach-welt neugierig . . .“

Der Bube war ganz ernst geworden. Seine Augen starrten fast erschreckt auf das Bild. Er war nicht mehr roth, sondern blaß wie ein Leilach.

Er ging ganz nachdenklich nach Hause.

Das Portrait verfolgte ihn. Wie unbequem war das Gefühl, portraittirt zu sein . . . von einem Künstler . . . zu leben für die Nachwelt . . . mit seinem Namen und Wappen darauf . . . Und daß die neugierigen Leute nach Hunderten von Jahren vor dem Portrait fragen würden: „wie hat der junge Mensch später gelebt?“ . . . Und daß Chroniken und vergilbte Briefe da sein würden, um Ant-wort zu geben . . .

Eine merkwürdige Umwandlung ging mit dem Junker Cornelis vor. Er soff nicht mehr mit den Knechten. Er hockte nicht mehr mit den Dirnen umher. Er gab den Knechten keine Ohrfeigen mehr. Er saß über Büchern und lernte, damit er doch nicht als Dummkopf ausge-schrien werde. Er lernte und wurde ein gebildeter Junge. Und er heirathete die liebe, hübsche, seine Cousine, die er früher nicht hatte leiden können.

Was hatte ihn so verändert? Was hatte den dum-men, rohen Buben gesittet und brav und fleißig werden lassen?

Die — Eitelkeit.

Und das Geld für sein Portrait war in der That nicht „hinausgeworfen“. Auch in diesem Falle hatte die Mutterliebe unbewußt ihren Liebling geschützt.

E. M. Varano.

Miscellen.

* Die Haus- und Hofordnung, wonach Se. Excellenz der Herr Statthalter von Hardenberg (1645—1682, ein Vor-

fahre des bekannten preussischen Minister von H.) gehalten wissen wollte, beginnt mit der Erklärung an seine Diener, daß sie allzumal grobe, ungehobelte, dumme und unachtsame Kerle wären, denen er nun mit folgenden Lebens- und Sittenregeln väterlich an die Hand, sogleich aber auf jede Uebertretung den gehörigen Trumpf setzen wolle. Es folgen nun eine Reihe von Strafen, von denen wir folgende als besonders charakteristisch herausheben.

Wer nichts aus der Predigt behält, soll wie ein Hund auf der Erde liegend, sein Mittagbrod fressen; wer flucht, soll ein Stunde lang mit bloßen Knien auf einem scharf gehobelten Brette knien.

Hausdieben wird der Galgen versprochen.

Wer in Briefe guckt, wenn sie auch offen daliegen, soll drei Tage hintereinander die Bastonade erhalten und als infam fortgejagt werden.

Wer nascht und Nase, Maul und Finger in allen Schüsseln hat, soll gezwungen werden, zur Vertreibung des Appetits heiße und brennende Speisen zu fressen.

Wer beim Tischgebete stodt, erhält sechs spanische Nasenstüber, wer ohne Kreuz abtritt, sechs italienische Nasenstüber.

Wer ohne Erlaubniß ausgeht oder gegen den Herrn murt, hat nach Umständen Peitsche, Kette oder Pfahl zu erwarten u. dergl. m.

Was ist dagegen des Herrn Grafen Kuno Halm-Besjedow's Verordnung mit seinem „allerunterthänigst guten Morgen!“ aus unserer schwächlichen Zeit! O die gute, alte Zeit!

* Ludwig XV. fehlte es nicht an Witz und Scharfblick, wie seine Urtheile über Friedrich den Großen und den Minister Kaunitz beweisen. Ueber ersteren meinte er: „Er ist ein Mensch, der Alles an Alles setzen wird, und der, obgleich ohne Religion, ohne Sitten und Grundsätze, das Spiel gewinnen kann. Er will Lärmen machen und es wird ihm gelingen: Julian Apostata hat genug gemacht.“

Jemand suchte den Fürsten Kaunitz wegen seiner Frisur lächerlich zu machen und wegen der vier Kammerdiener, die mit Blasebälgen den Puder herumstäubten, wovon Kaunitz im Laufen nur die feinsten Theile auffing. Der König sagte: „Es ist Alcibiades, der seinem Hunde den Schwanz abschneiden ließ, um den Athenern etwas zu sprechen zu geben und ihre Aufmerksamkeit von dem abzugelenken, was er ihnen verbergen wollte.“ Nach anderen Quellen soll die leztere Aeußerung von der Pompadour herrühren.

* Auf der deutschen Bühne des Mittelalters wurden alle Frauenrollen von Männern resp. Knaben gespielt und dieser Brauch erhielt sich bis gegen das Ende des 17. Jahrhunderts, wenigstens muß es nach einer Stelle in Paulini's „Erbaulicher Lust“, welche 1695 erschien, noch in diesem Jahre allgemeiner Gebrauch gewesen sein. „Bey solchen Schau-Spielen müssen Männer in Weibs-Kleidern sich vorstellen“, sagt der hochwürdige Herr, „was dem Herrn ein Greuel ist.“

Doch wissen wir, daß bereits 10 Jahre früher Schauspielerinnen in der Truppe des berühmten Magister Velthen zu Dresden auftraten und in der Oper ist es schon viel früher geschehen. Die Neuierung Velthen's erregte damals ungeheures Aufsehen und war für den Schauspielerstand zunächst von den unheilvollsten Folgen. Seine bis dahin ehrenvolle bürgerliche Stellung war mit einem Schlage vernichtet.

* Es ist merkwürdig, wie viel religiös-mystische Schwärmer gerade Schlessen erzeugt hat. Wir brauchen nur die Namen: Jacob Böhme, den Görlitzer Schuster, Angelus Silesius (Johann Scheffler), Christian Knorr von Rosenroth als die bekanntesten einer ganzen Reihe zu nennen. Der interessantesten einer unter diesen Schwärmern ist Dürin Kuhlmann, der 1651 zu Breslau geboren wurde. Er hielt sich dazu äusertoren, eine neue Jesus-

monarchie zu gründen, die er das „Kuhlmannsthum“ nannte. Als deren hauptsächlichste Aufgabe stellte er auf, daß sich Christen und Juden in ihr zu einem einzigen Volk Gottes vereinigen sollten. Nach längerem Aufenthalte in Holland durchzog er predigend England und Frankreich und kam im Jahre 1678 nach Constantinopel, wo er den Sultan sogar zu dem Kuhlmannsthum bekehren wollte. Nur mit Noth der Gefahr, gespießt zu werden, entronnen, kehrte er auf weiten Umwegen nach Amsterdam zurück. Dann ging er, von steter Unruhe getrieben, nach Rußland; als er auch dort seine neue Religion offen zu predigen begann, wurde er in Moskau auf Befehl des Patriarchen verhaftet und nach kurzem Proceß am 4. October 1689 lebendig verbrannt. Kuhlmann ist in unserer Literatur als Dichter geistlicher Lieder, namentlich des „Küßspalters“ bekannt.

Technisches.

Das Windgeschütz. Obwohl die hie und da in Europa vorgenommenen Probefschießen mit Dynamit-Granaten, das heißt mit Geschossen, die, statt mit Pulver, mit Dynamit geladen sind, nur negative Ergebnisse geliefert haben, wird das Kriegsamt in Washington nicht müde, es immer wieder mit dergleichen Geschossen zu versuchen. Der Grund für den Nichterfolg der Dynamit-Granaten liegt hauptsächlich in der zu plötzlichen Entladung des Pulvers, welches das Geschos aus dem Rohr zu treiben hat. Der heftige Stoß, den die Granate dadurch erleidet, bringt die Granate schon im Laufe des Geschüßes zur Explosion und gefährdet denselben, wie die Mannschaft in hohem Grade.

Man hat sich deshalb in Amerika der uralten Windbüchse wieder zugewendet, und das Ergebnis dieser Bestrebungen war das von Pratt erfundene Geschütz, welches eher an eine Gasleitung erinnert, wie an eine Kriegswaffe. Dasselbe hat eine Länge von 60 Fuß und eine Bohrung von 8 Zoll Durchmesser. Das Rohr ruht auf einer leichten, waggericht drehbaren Lafette; den erforderlichen Richtwinkel erzielt man aber durch einen Kolben, der aus den Luftbehältern gespeist wird. Diese Behälter bilden überhaupt, in einem höheren Grade als das Geschos, das Eigenartige an der neuen Kanone. Sie liegen unter dem Geschüßrohre und enthalten Luft, die durch eine nicht sichtbare Maschine so stark zusammengepreßt wird, daß der Druck 1000 Pfund auf den Quadrat Zoll beträgt. Die in demselben enthaltene Preßluft reicht zu sechs Schüssen hin.

Soll nun das Geschütz abgefeuert werden, so wird, nach Einführung der Granate in das Rohr, durch Öffnen eines Ventils plötzlich Preßluft in die Kammer eingelassen, und es steigt unter dem Druck das mit 100 Pfund Dynamit gefüllte, 40 Zoll lange Geschos angeblich an 3200 Meter weit. Die Granate explodirt in gewohnter Weise bei der Berührung mit einem festen Gegenstande. Sollte jedoch der Anprall die Explosion nicht herbeiführen, also die eigentliche Fündmasse versagen, so tritt eine in der Patrone angeordnete kleine Batterie dafür ein, die zu wirken beginnt, sobald die Granate das Wasser berührt.

Daraus ergibt es sich schon, daß der Erfinder es hauptsächlich auf feindliche Schiffe abgesehen hat, die so gefällig sind, in Schußweite einer mit Windgeschützen gespeisten Strandbatterie zu gerathen. Auf Schiffen selbst ist die Pratt'sche Kanone wegen ihrer großen Länge kaum brauchbar, während sie ebenfalls von der Verwendung im Belagerungskriege ausgeschlossen ist. Zu jedem Geschütz oder wenigstens zu jeder Batterie gehört nämlich eine mit Dampf oder sonstwie zu betreibende, ziemlich umfangreiche Luftverdichtungs-Maschine, die heranzuschaffen und aufzustellen viel Mühe und Kosten verursachen dürfte. Auch würde sich die Maschine durch den Rauch verrathen und dem Feinde als Zielscheibe dienen. Endlich macht die ge-

ringe Tragweite des Windgeschützes dasselbe im Festungs-
riege unverwendbar.

Wir glauben deshalb schwerlich, daß sich die Heeres-
verwaltungen Europas beeilen werden, sich Pratt's Er-
findung zu Nutze zu machen. Sie dürften vielmehr das
Windgeschütz unsern guten Freunden und Vettern jenseits
des Atlantik großmüthig überlassen.

G. van Nuyden.

Sport.

Baron de Cartier, ein französischer Rennmann,
dessen Farben in früheren Jahren sowohl in den Flach-
rennen, wie in den Hindernisrennen sehr bekannt waren,
ist dem Herzog von Castries bald im Tode gefolgt. In
neuerer Zeit hatte sich der verstorbene Baron mit Mr.
de Meus associirt, mit welchem er einen französisch-bel-
gischen Stall und ein Gestüt zu Willebon unterhielt. Baron
Cartier genoß auch einen großen Ruf im Cercle du Poti-
nage als ein vollendeter Schlittschuhläufer und war in
diesem Sport ein Rivale des renommirten Georg Bail.
Der Tod der beiden Sportsmen ist ein harter Verlust für
den französischen Turf.

Jubiläumspreis in Baden-Baden. Die Ver-
abfertigung des Jubiläumspreises von 40,000 Mark auf
30,000 Mark hat eine Abnahme der Nennungen für dieses
Rennen zur Folge gehabt, denn gegen 57 Unterschriften
im Vorjahre hat das Rennen heuer nur 49 aufzuweisen.
Nach den aus England und Frankreich eingelaufenen
Nennungen zu schließen, wird der reiche Preis vermuthlich
auch in diesem Jahre wieder in's Ausland wandern.

Academische Scherz-Aufgabe

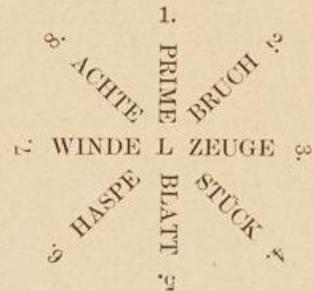
vom
Improvisator Herrmann.

Die nachstehenden Buchstaben:

				E								
				D	F	E						
				D			E					
				D			E					
				C	E	F	F	E				
G	M	N	N	N	O	O	O	O				
G	U							U	P			
I									P			
I									P			
K					U				P			
L									R			
L									R			
L	T								U	R		
M	S	S	S	S	T	T	T	S				

sind in derselben Form so zu ordnen, daß in den ein-
zelnen Abtheilungen des Fünfseds acht Wörter entstehen,
die das bezeichnen, was sich im Studentenleben ewig un-
harmonisch gegenüberstellt.

Auflösung der Aufgabe aus Nr. 16.



Welt-Telephon.

Frau A. M. in S. Zu keiner Jahreszeit ist Solt schöner als im
Juni. Lust und Meer sind dann unvergleichlich und mit Genugthuung
hören wir, daß das einseitige Vorurtheil gegen die frühe Jahreszeit mehr
und mehr schwindet.

Herrn G. St. in München. Sie haben uns durch Ihre liebens-
würdige Zuschrift recht erfreut und werden wir Ihrem Wunsche nach
Kräften entsprechen. Derartige wohlthuende Äußerungen aus dem
Kreise unserer Leser finden bei uns immer ein besonders dankbares und
williges Gehör.

Herrn G. in Berlin. Wir bringen Ihre Mittheilung gern an
dieser Stelle zum Abdruck: In Bezug auf das Feldgeschrei der Donner-
Fusaren „Lehm op“ im 3. Hefte des 2. Bandes verhält sich die Sache
folgendermaßen: Wenn die Fusaren Ende der fünfziger und Anfang der
sechziger Jahre zum Exercier-Platz — am sog. Zinnenbusch an der
Pforten-Kölner Bahn gingen — lagen, kamen sie an Fiegelstern
vorbei. Die Fiegelsterner riefen bei ihrer Arbeit häufig: „Lehm op“,
d. h. „der Lehmvorrath ist auf“, dadurch den Fusaren, die ihnen den
nötigen Lehm heranzuholen hatten, angebend, daß sie den Lehmvorrath
zu erneuern hätten. Die Soldaten, besonders nach Beendigung des
Exercierens, guter Dinge, riefen den gehörten Ruf nach, gebrauchten
denselben nachher auch unter sich als Jurak, und waren so die Ver-
anlassung, daß das Publikum denselben als Spitznamen, später Ehren-
namen auf sie selbst anwandte. — Also „Lehm op!“

Herrn G. H. in D. Wir empfehlen Ihnen das in lithographischem
Farbendruck hergestellte Bild des Fürsten Bismarck als eine treffliche
Leistung in dieser Reproduktionsweise. Zu beziehen ist dasselbe von
Herrn Gustav Kirmse, Dresden, Majewitzstr.

Frau Auguste W. in D. Wer Kritik üben will, darf nicht
„calauern“. Der Bis(?) „wo mag der Alandstift seine Stammkneipe
haben?“ — ist doch zu banal! Haben Sie nie etwas von poetischer
Licenz gehört! — Im Uebrigen sind wir vollkommen gewiß, daß Sie
sehr bald sich in anderer Weise äußern werden. Besten Gruß Ihnen
als Landsmännin.

M. v. F. in B. Im letzten Jahre erhielten die Griechischen und
Sicilianischen Weine der Firma Hiegler & Groß auf 2 Ausstellungen
jeweils den Ersten Preis (Goldene Medaille), was wohl für die Güte
der Weine sprechen dürfte. Eine durch genanntes Haus neuerdings ein-
geführte neue Verpackungsart, Probelisten von 10 Flaschen = 20 Ko.
Bruttogewicht muß lobend hervorgehoben werden, denn dieselbe bietet
den großen Vortheil, daß jetzt für nicht mehr als 10 Ko. Fracht gezahlt wird,
als das Gewicht des Weines ausmacht, während die alte Verpackungsweise
12 Flaschen = 24 Ko. Brutto um 50% theurer war, weil dafür
abgerundet 30 Ko. Fracht berechnet wurde.

Nachdruck verboten. — Uebersetzungsrechte bleiben vorbehalten.

Verantwortl. Redakteur: Jesto von Puttkamer in Dresden. — Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.